

AUFSÄTZE ÜBER PROBLEME
DER NEUEN BAUKUNST

ALBERT J. HARRIS
DEPARTMENT OF HISTORY



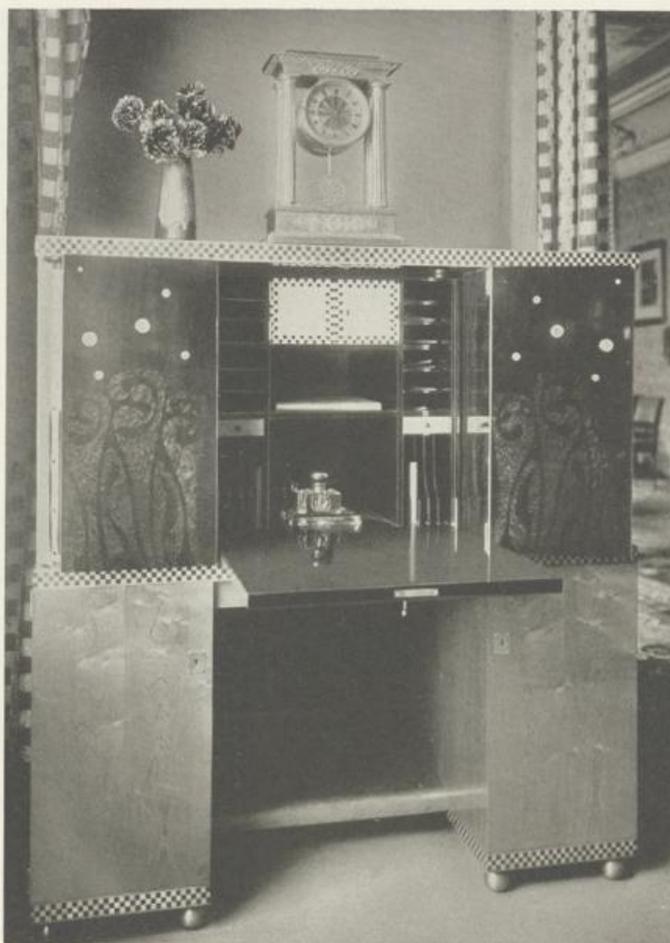
Erfrischungsraum im Warenhaus Gerngroß, errichtet im Jahre 1930

DIE FARBE

Die Natur hat dem menschlichen Auge eine merkwürdige Eigenschaft verliehen: den Farbensinn. Wir erblicken die Dinge nicht nur in ihrer greifbaren plastischen Form, so wie sie der photographische Apparat sieht, sondern wir sehen sie in Farben.

Farbe ist eigentlich etwas beinahe Übersinnliches. Dies geht schon daraus hervor, daß wir die Bezeichnung „Farbe“ auch in bezug auf Werke der Poesie und Musik anwenden, wenn wir deren höchste unfaßbare Schönheiten, ihren geheimnisvollen, unerklärlichen Zauber schildern wollen. Goethes Gedichte sind von einer wahrhaft beglückenden Licht- und Farbenfreudigkeit erfüllt, die Musik des späten Beethoven, die von Richard Wagner (man denke nur an Tristan!), die Lieder Hugo Wolfs üben ihre tiefste Wirkung nicht durch rein musikalische Elemente aus, sondern durch jenes unbeschreibliche Kolorit, mit dem sie förmlich durchtränkt erscheinen. Aber ebenso wie in der Malerei hat auch in Werken der Poesie und Musik die Farbe etwas Formauflösendes, ja sogar oft Formzerstörendes, um dadurch unsere Seelen und Sinne desto stärker zu packen.

Schon in frühester Zeit waren alle künstlerisch begabten Völker wahre Fanatiker der Farbe. Die alten Sumerer, die Ägypter und Griechen haben die Farbenfreudigkeit, für



Schreibsekretär in Ahorn, hergestellt im Jahre 1900

die ihnen schon die sie umgebende Natur reiche Anregung bot – sie lebten ja in Sonnenländern – auch in ihren Bauwerken und Malereien künstlerisch zum Ausdruck gebracht.

Diese Farbenfreudigkeit, die noch in die Barock- und Rokoko- bis in die Biedermeierzeit hineinlebte, ging aber im 19. Jahrhundert mehr oder weniger verloren und wurde erst in den allerletzten Jahrzehnten wieder entdeckt und schätzen gelernt.

Vor allem empfing von dieser neuen Farbenfreudigkeit die moderne Malerei ihre stärksten Impulse und Anregungen. Die Architektur hingegen hat erst in jüngster Zeit das Problem der Farbe wieder aufgenommen und eingesehen, welche ungeheure Wichtigkeit dieser auch auf ihrem ureigensten Gebiet zukommt. Denn ein Raum mag noch so schön gegliedert sein, so kann er durch unrichtige Anwendung von Farben zu einer wahren Folterkammer werden.



Villa Dr. R. in Brunn, erbaut im Jahre 1901

Ich kenne Leute, in deren Wohnzimmern kostbare und schöne Möbel aus echten dunklen Hölzern stehen, echte und geschmackvolle dunkle Stoffe und Vorhänge vervollständigen die Einrichtung, die Bewohner scheinen aber von unerklärlicher Trauer befallen zu sein, und dies vermutlich nur aus dem Grunde, weil sie in solchen auf Düsterei abgestimmten Gruftgewölben leben. Denn die Wirkung der Farbe auf das menschliche Gemüt ist eine nicht zu unterschätzende, und seit länger als 30 Jahren bin ich bemüht, den Einfluß von verschiedenfarbigen Zimmern auf ihre Bewohner zu studieren.

Insbesondere habe ich bei einigen großen Sanatoriumsbauten interessante Feststellungen machen können. So waren zum Beispiel rein weiße Zimmer mit weißlackierten Möbeln und sehr hellen Stoffen nur bei ganz jugendlichen Personen beliebt, andere wurden durch sie zu sehr an Spitalsräume oder Kinderzimmer erinnert. Hingegen wurden weißgestrichene Möbel in Verbindung mit hellen Wänden und stark farbigen Stoffen von allen besonders



Volkswohnhaus der Gemeinde_Wien, erbaut im Jahre 1927

lebenslustigen Personen bevorzugt. Möbel aus dunklem Holz, hell überzogen und vor hellfarbigen Wänden und ebensolchen Vorhängen aufgestellt, machten auf ernstere Menschen den besten Eindruck und beeinflussten besonders alle jene Patienten, die an seelischen Depressionen und Gemütskrankheiten litten. Räume mit stark roter Tönung scheinen die Menschen zu geistiger Tätigkeit und erhöhter Aufmerksamkeit anzuregen, sie eignen sich also besonders für Beratungszimmer und dergleichen. Vermutlich ist es daher kein bloßer Zufall, daß die Innenausstattung von Theatern traditionell meist in roter Farbe ausgeführt ist. Weiß-rot war auch von jeher die Farbenzusammenstellung für festliche Gelegenheiten.

Hellgrüne und hellgelbe Zimmer wirken immer erfreulich, da sie den Eindruck machen, als wären sie vom Sonnenlicht durchflossen. Ohne für die Richtigkeit der Behauptung einstehen zu können, will ich hier erwähnen, daß mir ein Restaurateur ernsthaft versicherte, diese Farbenstimmung scheine einen besonders günstigen Einfluß auf – die Eßlust der Menschen auszuüben, denn seitdem er seinen früher braun tapezierten Speisesaal in diesen Farben ausgestattet habe, hätte der Appetit seiner Gäste sichtlich zugenommen.

Viele Leute lieben es, in ihren Wohnungen die nebeneinanderliegenden Zimmer in voneinander ganz verschiedenen Farben ausführen zu lassen und begründen dies mit dem Verlangen nach Abwechslung. Ich halte diesen Brauch mehr oder weniger für barbarisch.



Stiegenhaus der Handels- und Gewerbekammer in Troppau, erbaut im Jahre 1910

Denn man sollte sich, so wie in einem stimmungsvollen Musikstück im großen und ganzen meist ein und dieselbe Tonart festgehalten wird, auch in einer Wohnung möglichst auf einen bestimmten Farbenakkord beschränken. Ich habe einmal in einem ganz großen Wohnhaus alle Zimmer in verschiedenen gelben Tönungen herstellen lassen – allerdings auch mittels verschiedener Materialien – wodurch eine ganz bezaubernde Wirkung erzielt wurde. Man muß als Architekt, was Farbe anbelangt, dem Bauherrn gegenüber oft sehr halsstarrig sein und bei einem festgefaßten Entschluß beharren. Denn es gibt leider viel mehr farbenblinde Menschen als man gewöhnlich annimmt, und jeder Bauherr muß, ohne es selbst zu ahnen, als eine Art Schüler behandelt werden, der für das feinere Kunstempfinden, besonders für die feinere Farbenkultur, erst erzogen werden soll.

Bei Wohnungseinrichtungen hat es der Architekt insoferne leichter, als hiebei meist Frauen ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben. Und Frauen sind für Farbestimmungen, wie überhaupt für künstlerische Ideen von Natur aus begabter als die meisten Männer, die im Trubel des Erwerbslebens ihre besseren Instinkte verloren haben. Goethe sagt wirklich mit Recht:

„Denn das Naturell der Frauen
Ist so eng mit Kunst verwandt.“

Eine große Schwierigkeit für den Architekten ist es, den Handwerkern, respektive Zimmermalern den richtigen Gebrauch der Farbe zu lehren. Ihr Farbauftrag ist meist zu „materiell“, ohne jede Zartheit und Stimmung. Oft kostet es tagelange Arbeit, um die richtige Farbtonung für ein Zimmer herauszubekommen. Gewiß ist es eine schwere Aufgabe für den Architekten, die verschiedenen Farbengattungen selbst zu mischen, um sie den Handwerkern angeben zu können, doch wenn er dies erlernt, so wird er sich viel Ärger ersparen. Ich habe mir manchmal in der Verzweiflung darüber, daß die Maler die richtigen Farben nicht zur Hand hatten, dadurch geholfen, daß ich mit Blumenblättern die entsprechenden Farbenakkorde zusammenstellte, nach denen dann der das Technische gut beherrschende Arbeiter die Farben leicht richtig auftragen konnte. Überhaupt gibt uns die Natur diesbezüglich ausgezeichnete Hinweise, denn jede einzelne Blume zeigt bei näherer Betrachtung, daß sie meist nicht aus einer einzigen Farbe besteht, sondern aus einer Reihe von Tönungen, die wunderbar zusammenpassen. Und zwar auch in besonders schöner Abgewogenheit der Tonstärke der einzelnen Farben, wie auch in richtiger Ausdehnung derselben. Denn es handelt sich nicht bloß darum, eine Farbe richtig anzuwenden, sondern es muß auch die Ausdehnung der einzelnen Farbflecke berücksichtigt werden. Der Architekt muß schon beim Entwurf Bedacht nehmen auf die gewünschte Form und Größe der verschiedenen Farbausteilungen, also auf die richtige Höhe der Möbel und ihr Verhältnis zur Wand, auf die Anordnung von eventuellen Lambrien und darauf, ob beabsichtigt wird, durch den Farbauftrag Türen und Möbel mit der Wand zu einer Einheit zu verbinden oder ob dieselben als architektonisch wirkende Farbengegensätze sich von der Wand abheben sollen. Kurzum, der Architekt hat mit den Farbelementen der Räume so zu verfahren, wie der Maler mit der Farbenverteilung auf seinen Bildern. Nur ist die Aufgabe für den Architekten weitaus schwerer als für den Maler, da es sich hier um ein räumliches Gebilde und dort nur um eine Fläche handelt.

Einen guten Behelf kann sich der Architekt dadurch verschaffen, wenn er schon in seinen Entwurfskizzen – etwa mittels Plakatkreiden – die gewünschte Farbenzusammensetzung festhält. Alle Mühe, die sich der Künstler diesbezüglich gibt, wird durch den Erfolg reichlich gelohnt; denn in der richtigen Hand wird die Farbe zu Poesie und hilft dem Baukünstler eines seiner wichtigsten Ziele zu erreichen, nämlich das, den Menschen, die in seinen Häusern wohnen, das Leben zu erheitern und zu verschönern.



Stiegenhaus der Villa Kurz in Jägerndorf, erbaut im Jahre 1902

DIE SPARSAMKEIT DER MITTEL

Werke mit dem Aufwand der geringsten Mittel in höchster Vollendung herzustellen – also mit geringsten Mitteln die größte Wirkung zu erzielen – war und ist das Hauptbestreben aller großen Künstler.

Aber auch alle übrigen menschlichen Tätigkeiten streben nach Ähnlichem – so die technischen Künste, alle Industrien usw. – und schließlich ist: nach diesem Prinzip zu handeln, auch das letzte Ziel aller staatlichen und privaten Wirtschaftspolitik.

Ein Gedicht von Goethe, eine Sonate von Mozart, eine Zeichnung von Menzel – das Bild irgend eines großen Meisters – ein Schlachtplan von Napoleon – ein Wirtschaftsprogramm Rathenaus für das Industrieunternehmen einer A. E. G. – sollte man glauben, daß so verschiedene menschliche Individuen, die in so verschiedenen Materien arbeiten, bei dieser ihrer Arbeit einen gemeinsamen Grundsatz verfolgten? Und doch ist dem so. Dieser Grundsatz: mit sparsamsten Mitteln das Höchstmögliche zu erreichen, der von Künstlern von Anbeginn an verfolgt wird, weil er im Wesen der Kunst liegt, muß eben auch in jeder anderen menschlichen Handlung zum Ausdruck kommen, weil er sozusagen ein Naturgesetz ist. Denn niemand ist sparsamer als die Natur, niemand verwendet ihre Mittel sorgsamer an der richtigen Stelle und bringt sie so sehr zur höchsten Wirkung, als die Natur es kann. Die Natur ist drum nicht nur die größte Künstlerin, sondern auch gleichzeitig die sparsamste Verwalterin. Sie ist auch der gute Techniker, der in seinen Werken die höchste Freiheit der Form anwendet. Kurzum, die Natur liegt in uns und wir sind ein Teil von ihr, wir können nicht anders handeln als sie, und daher muß ihr Grundgesetz auch in der Entwicklung der menschlichen Tätigkeit immer mehr zum Ausdruck kommen.

Der Künstler, der intuitiv der Natur näher steht als der andere Mensch, hat daher dieses Grundgesetz bewußt oder unbewußt früh erkannt und angewendet. Was heißt „stilisieren“ anderes, als mit sparsamsten Mitteln wirken zu wollen? Was versteht man unter „Sparsamkeit der Mittel“ im Grunde genommen anderes als: Ordnung in das scheinbar Regellose zu bringen? Die Malerei stilisiert die Natur aus demselben Grunde, aus dem in der Musik der Rhythmus erfunden wurde, die Ordnung der Töne und die Harmonie.

Sparsamkeit der Mittel heißt also: Klarheit in das Chaos zu bringen, Ordnung in Unordnung. Selbst in der kompliziertesten musikalischen Komposition J. S. Bachs tritt durch die ehernen Gesetze des Rhythmus, des Taktes und der Harmonie ein kristallklares System hervor. Dieses Gesetz ist bei höchsten Leistungen vielleicht schwerer zu erkennen – aber es ist immer da, über alle Willkür triumphierend, über alle scheinbare Unordnung.

Kaiser Joseph II. sagte einmal zu Mozart nach einer „Don Juan“ Aufführung: „Zu viele Noten, zu viele Noten, lieber Meister!“, worauf Mozart schlagfertig erwiderte: „Majestät, nicht um eine einzige zuviel!“

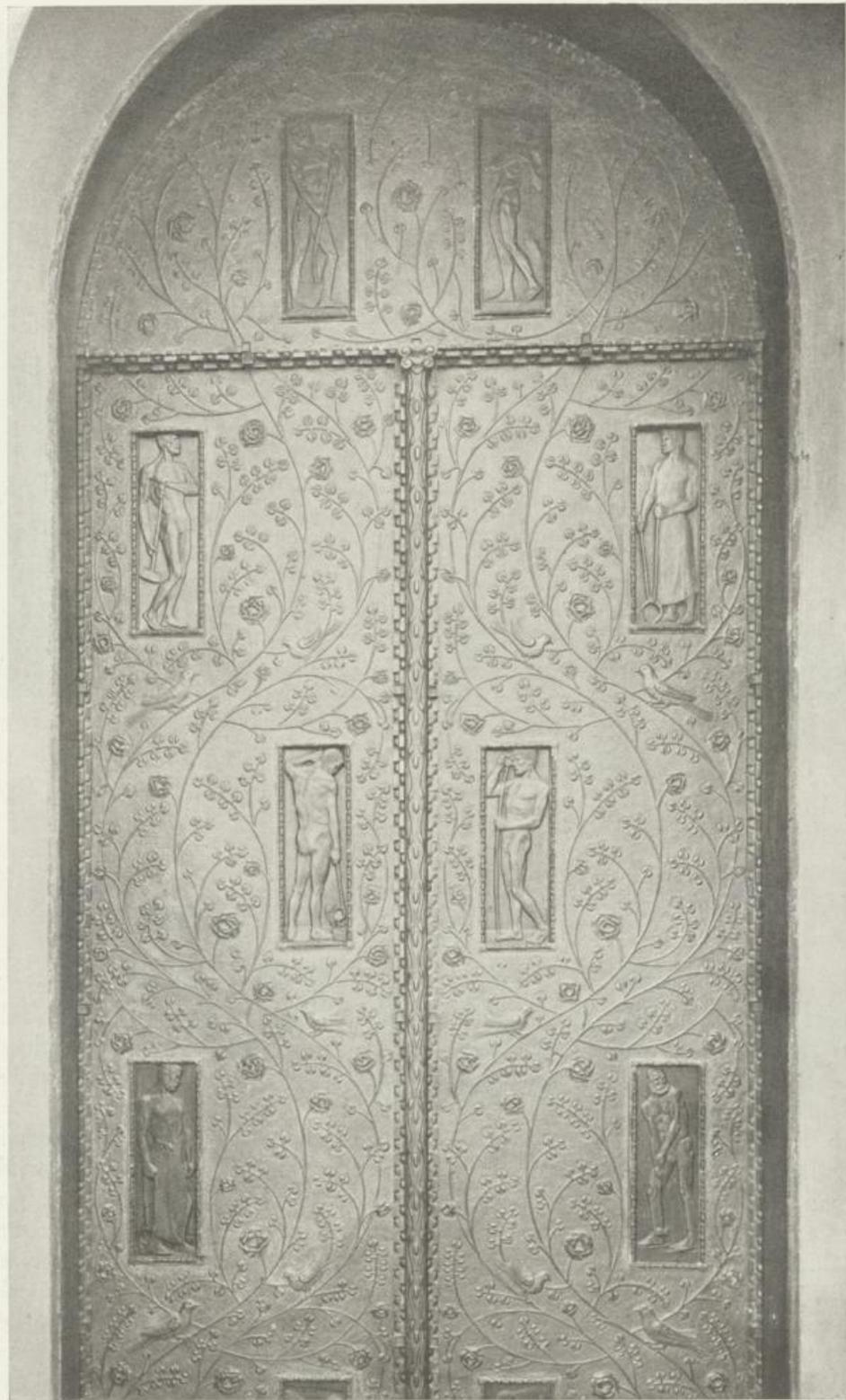
Man sehe sich eines der virtuos hingemalten, von des Meisters eigener Hand ausgeführten Gemälde von Rubens an; es sind beinahe die Pinselstriche zu zählen, mit denen ein Bildniskopf in oft unglaublich kurzer Zeit gemalt wurde – so gering war der Aufwand von Mitteln bei Hervorbringung der höchsten Vollendung. Ein Beispiel hierfür ist auch das Papstporträt Julius II. von Velasquez, der dasselbe historischen Berichten zufolge im Ablauf von zwei Stunden gemalt haben soll.



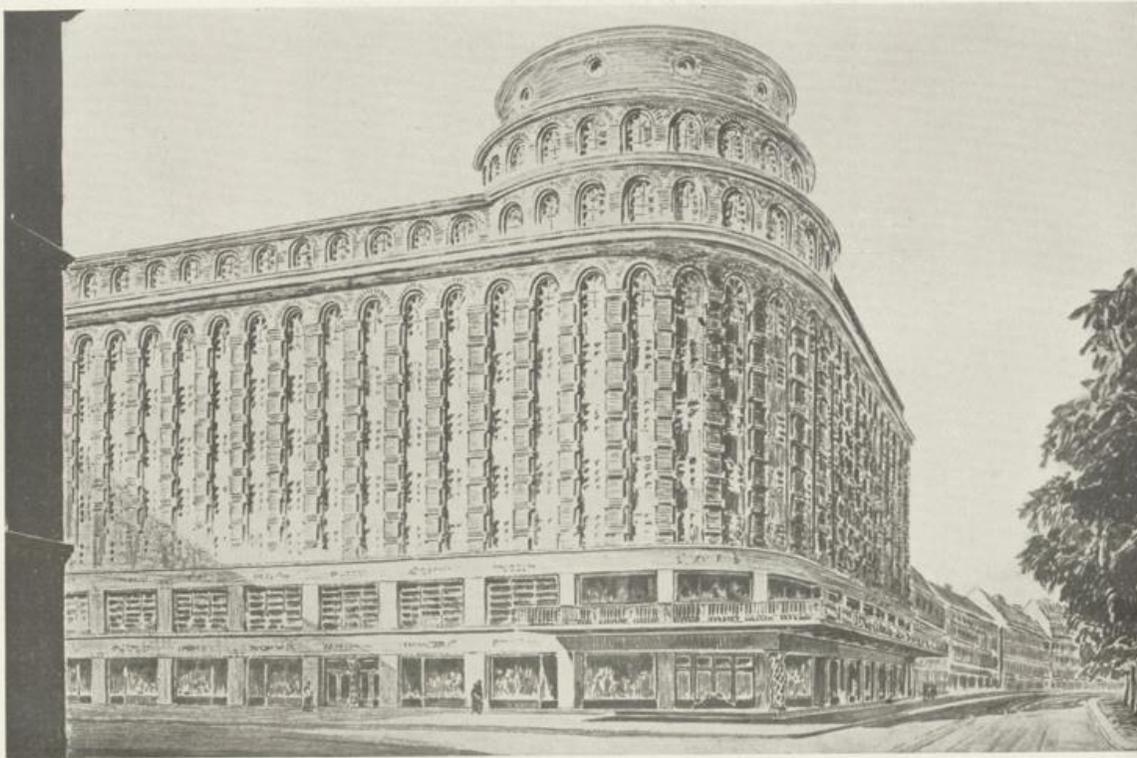
Warenhaus Gerngroß in Wien, erbaut im Jahre 1929

Es liegt vielleicht im Wesen des Genies überhaupt, sich geistig so konzentrieren zu können, daß es fähig ist, auch unerhörte Ideen blitzartig zu produzieren. So soll Bismarck, als er den Dreibund-Vertrag entwarf, der Europa einen 35jährigen Frieden schenkte, das wesentliche Konzept, durchdacht mit allen Möglichkeiten, in einer halben Stunde seinem Schreiber diktieren haben.

All dies ist nur möglich, wenn höchste Vollendung bei möglichster Sparsamkeit der Mittel angestrebt wird. Unsere Zeit hat von diesem wichtigsten Grundsatz unendlich viel übernommen, sie hat ihn oft nur verschiedentlich maskiert in ihr Programm aufgenommen und von irgendeiner Gruppe als Fahne vorantragen lassen. Das Streben nach Vereinfachung bei architektonischen Werken und im Kunstgewerbe, das Stilisieren der Maler, die neue Sachlichkeit, die technische Form in der Kunst, die Werkform, das Verschwinden aller unnützen Ornamente, die Vereinfachung, die in unserer neuen Wohnkultur liegt – all dies sind nur verschiedene Namen für ein und dasselbe Grundgesetz, ein und dasselbe Streben: Werke von höchster Vollendung mit dem geringsten Aufwand von Mitteln zu schaffen.



Tür zum japanischen Museum in Purkersdorf, erbaut im Jahre 1907



Waren- und Geschäftshaus in Krakau, derzeit in Bau begriffen, 1930

BAUKUNST UND KAPITALISMUS

Das bezeichnendste Merkmal des Kapitalismus ist die Idee des Zinsnehmens, das heißt: ich kann ein totes Stück Geld – wie der sprachliche Ausdruck lautet – irgendwo anlegen und erhalte dafür jährlich so und so viele Prozent der betreffenden Summe als Zinsenertrag.

Würden die Zinsen aus der Welt verschwinden, so hätte auch das Wort „Kapital“ keine Bedeutung mehr und der Kapitalismus wäre dann eigentlich so gut wie verschwunden. Nun ist die Wahrheit, die ich auszusprechen wage, die, daß überhaupt Zinsen nie anders gezahlt worden sind, als durch eine Verminderung des Anlagekapitales, vorausgesetzt, daß man die Verzinsung eines Kapitals durch einen längeren Zeitraum beobachtet. Die Zinsen, welche gezahlt wurden, haben immer und immer wieder das Kapital aufgefressen, das heißt, eigentlich ist die Wirtschaft gar nicht in der Lage, auf die Dauer Zinsen zu zahlen. Es muß daher immer wieder das Kapital vernichtet werden, es muß mit mathematischer Genauigkeit von Zeit zu Zeit das investierte Kapital verlorengelassen. Wir Einzelmenschen mögen glauben, daß dies Zufälle sind, daß dies von der Untüchtigkeit einzelner Menschen, welche das Kapital verwalten, abhängt. Es sind dies alles Trugschlüsse, denn es gibt einen mathe-



Rückwärtiges Eingangstor für die Österreichisch-ungarische Bank in Wien. Photographie nach dem Modell vom Jahre 1917. Die Plastiken wurden vom Bildhauer Josef Obeth und Professor Heinrich Zita modelliert. Die Ausführung wurde durch den Krieg verhindert

matischen Beweis dafür, daß auf die Dauer auch ein kleines Kapital niemals verzinst werden kann. Dieser Beweis wird durch eine scherzhafte Berechnung erbracht, welche von Mathematikern durchgeführt wurde – etwa in der Form: Hätte man zu Christis Zeiten einen Pfennig auf Zinseszinsen angelegt, wieviel würde dieser bis auf den heutigen Tag an Zinsen und Kapital getragen haben? Mit Hilfe von Logarithmen kann man leicht ausrechnen, daß sich eine beiläufig neununddreißigstellige Zahl ergeben hätte; aber auch diese Feststellung sagt den meisten Menschen wenig, weil solche Ziffern über unsere Vorstellungskraft gehen. Es blieb dem berühmten Mathematiker und Astronomen Flammarion vorbehalten, eine anschauliche Darstellung dieser Summe zu geben. Er sagte etwa folgendes: Stellt man sich vor, daß es im Weltraum Goldklumpen regnet – jeder Klumpen so groß wie die Erde – und jede Sekunde fiele ein solcher Goldklumpen vom Himmel – so müßte es zehntausend Jahre Goldklumpen regnen, um die Summe der Zinsen zu ergeben, welche ein Pfennig seit Christis Geburt getragen hätte. Man ersieht daraus die Unmöglichkeit, auch nur einen einzigen Pfennig auf die Dauer auf Zinsen anlegen zu können, daß Zinsen also etwas unbedingt Unnatürliches sind und daß immer wieder das Kapital vernichtet werden muß; denn sonst müßte ja derjenige, dessen Kapital nicht vernichtet würde, alle Reichtümer der Welt in kürzester Zeit an sich raffen!



Verbindungsbrücke zwischen dem Palais der Österreichisch-ungarischen Bank und der Notendruckerei.
Die Plastiken wurden von Professor Heinrich Zita modelliert.
Die Ausführung wurde durch den Krieg verhindert

Man kann also unter diesen Umständen kaum sagen, daß wir einen Kapitalismus auf Dauer haben. Wir haben nur einen auf kurze Zeit beschränkten Kapitalismus, und die heutigen Besitzer von größeren Geldmitteln, von Schlössern, Gärten, kurzum, die Machthaber des Kapitalismus sind nur sehr zeitweilige Nutznießer dieser Güter. Sie müssen mit mathematischer Bestimmtheit eines Tages vom Schauplatz abtreten und ihre Schlösser, Villen, Wohnungen, Paläste müssen veröden oder anderen Menschen zufallen. Möglicherweise kann der Sturz eines oder des anderen Mächtigen dazu beitragen, daß an anderer Stelle der Erde wiederum neuer Reichtum entsteht, auf den in kürzester Zeit ein neuer Sturz wartet. Geradeso wie die großen Dynastien, deren Untergang wir erlebt haben, von ihrer Machtposition lassen mußten, um dieselbe an andere Menschen abzugeben, so werden auch die großen Finanzdynastien, die Rothschilds, die amerikanischen Krösusse Morgan, Ford usw. ihren Reichtum einmal verlieren müssen nach dem unerbittlichen Gesetz, daß das Kapital von Zeit zu Zeit zerstört werden muß, um die Lebensmöglichkeit der Menschen zu sichern.

Was folgt nun aus dieser für die Mächtigen recht betrüblichen Tatsache, die aber andererseits für die Nichtbesitzenden eine gewisse Genugtuung bedeutet? Es folgt daraus, daß es auf der Erde kein Mittel gibt, die Sicherheit irgendeiner Familie für alle Zukunft zu gewährleisten, daß jeder – auch der gutsituierte und vermögende Mann – in Bezug



Neue Hotelbauten in Gräfenberg, Schlesien, erbaut im Jahre 1928

auf seine Kinder und Enkel mit Besorgnis in die Zukunft sehen muß, und nicht weiß, ob dieselben nicht einmal zu der großen Armee der geistigen oder körperlichen Arbeiter gehören werden, die mit Mühe ihren Lebensunterhalt verdienen. Auch der Reichste kann seinen Nachkommen ebensowenig mit Sicherheit etwas von seinen irdischen Gütern vererben, als er sie mit ins Jenseits nehmen kann. Und welche Schlußfolgerungen müssen wir daraus ziehen? Daß es für jeden Menschen, welcher politischer Anschauung er auch huldigen möge, heute nur eine vernünftige Handlungsweise gibt: die Zukunft seiner Kinder und Enkel dadurch möglichst sicherzustellen, daß er dazu beiträgt, den Wohlstand seines Volkes zu fördern und im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten all jene politischen und sozialen Maßnahmen zu unterstützen, welche das Leben der geistigen und körperlichen Arbeiter in Zukunft angenehm gestalten können. Auch die Baukunst muß dies in erster Linie im Auge haben, und die zukünftige und wahrhaft moderne Baukunst wird daher vor allem die sozialen Ideen zu berücksichtigen haben. Wie sehr dies auch jetzt schon zutrifft, geht daraus hervor, daß die modernsten Bautypen rein sozialen Ideen entsprungen sind. Es sind dies in Europa die Volkswohnbauten, welche heute in den verschiedensten Städten aufgeführt werden, und in Amerika die Wohnhotels, die zu Dutzenden in allen amerikanischen Großstädten entstehen.



Neue Hotelbauten in Gräfenberg, Schlesien, erbaut im Jahre 1928

VOLKSWOHNBAUTEN UND WOHNHOTELS

Die den Volkswohnbauten zugrundeliegende Tendenz geht überall von der Notwendigkeit aus, dem einfachen Mann aus dem Volke, in erster Linie dem Arbeiter, Handarbeiter und geistigen Arbeiter, einfache, billige und gesunde Wohnungen zu schaffen und ihm das bequemste Leben zu ermöglichen, das er sich mittels seiner Einkünfte verschaffen kann. Ursprünglich versuchte man, durch kleinere Siedlungshäuser – eine Art Villen – diese Ideen zu verwirklichen. Aber bald wurde erkannt, daß auf dem Wege der Besiedlung durch kleine Häuser dem Massenerfordernis, wie es die Großstadt mit sich bringt, nicht genügt werden konnte. Die Siedlung, nur aus kleinen Häusern bestehend, bietet zwar den großen Vorteil, den Menschen mit der Natur in Berührung zu bringen, ihm die Anlegung eines kleinen Gartens, eventuell auch Kleintierzucht, Gemüse- und Obstbau zu ermöglichen, aber die Leute, welche solche Siedlungshäuser bewohnen, sind ja Arbeiter – sie haben nicht viel Zeit, sie müssen in irgendeiner Industrie-Anlage, die oft weit von ihrer Wohnung entfernt ist, acht Stunden arbeiten, was mit der Wegzeit zusammen etwa 10 Stunden tägliche Zeit kostet – sie haben selbstverständlich kein Dienstpersonal zur Verfügung, sondern können nur an Sonn- und Feiertagen für sich selbst arbeiten, und sonst während der wenigen Stunden, die sie neben der Arbeitszeit frei haben. Die geringste Störung in der Gesundheit des einen oder des anderen Bewohners bringt große Schwierigkeiten mit sich.



Hotelbauten in Gräfenberg, Schlesien. Linker Teil erbaut im Jahre 1910, rückwärtiger Teil erbaut im Jahre 1928

Wenn schließlich auch noch Kinderpflege die Arbeit der Frau in Anspruch nimmt, dann ist es um die Bewirtschaftung eines solch kleinen Hauses nicht sehr günstig bestellt.

Ganz anders gestaltet sich das Leben in den großen Wohnhäusern. Ich will hier speziell von Wien sprechen, weil diese Verhältnisse mir am besten bekannt sind. Die Gemeinde Wien hat im Einvernehmen mit dem Stadtbauamt und einzelnen hervorragenden Kapazitäten, unter denen ich besonders Stadtrat Breitner und Stadtrat Professor Tandler nennen möchte, Programme für Wohnbautypen ausgearbeitet, welche für die ganze Welt vorbildlich sein müssen. Tandler sagt mit Recht: „Keine Wohnung ohne Sonne, kein Haus ohne Garten, ohne Erholungsflächen für die Bewohner, insbesondere für Kinder.“ Und so entstanden die Wohnbauten, welche alle Wiener kennen – man kann sagen, es entstanden ganze Stadtviertel, in welchen sich das Leben der arbeitenden Klasse so abspielt, daß das schwere Los des Hand- oder Kopfarbeiters möglichst erleichtert wird. Eine Familie, die in einem solchen Hause wohnt, hat die Möglichkeit, beim morgendlichen Arbeitsbeginn ihre kleinen Kinder in der Kinderkrippe, welche sich in der Nähe des Hauses oder im Hause selbst befindet, abzugeben. Die Eltern wissen dann das Kind in sicherer Obhut; wogegen eine solche Abgabe der Kinder an Kinderkrippen bei zerstreut liegenden einzelnen Siedlungen nicht leicht möglich ist. In den großen Räumen der Kinderkrippen werden die Kinder von eigens von der Gemeinde angestellten Personen überwacht; und nachdem die Eltern die Kinder wieder in Empfang genommen haben, stehen dieselben Räume den



Volkswohnhaus der Gemeinde Wien, erbaut im Jahre 1927

erwachsenen Bewohnern des Hauses zur Unterhaltung zur Verfügung, für Kinovorführungen, Lehrvorträge, Versammlungen usw. Jeder größere Hauskomplex enthält auch Wannen- und Dusch-Bäder, sehr oft auch Dampfbäder, die gegen mäßiges Entgelt benützt werden können. Ebenso sind für eine bestimmte Anzahl von Wohnungen Dampfwaschereien vorgesehen, in denen jede Frau mit den modernsten Waschmaschinen ohne Mithilfe fremder Personen und mit Aufwand geringster Arbeitskraft und Zeit die Wäsche für ihre Familie waschen kann. Auch sind ärztliche Untersuchungsstationen usw. untergebracht, so daß durch die Wohnbauten der Gemeinde Wien nicht bloß das Wohnbedürfnis befriedigt wird, sondern auch sehr viele andere wichtigere Forderungen des Lebens berücksichtigt werden. Die Wohnhäuser der Gemeinde Wien bieten also die beste Type von Wohnungen, die ohne Dienstpersonal von einzelnen Familien bewirtschaftet werden.

Auch in Amerika hat sich durch den Mangel an häuslichen Arbeitskräften die Notwendigkeit ergeben, Wohnungen zu schaffen, die den Bewohnern ein mehr oder weniger bequemes Leben ermöglichen, ohne Dienstpersonal halten zu müssen. Vor einigen Jahrzehnten war das Ideal des Amerikaners noch das Einzelwohnhaus. Es gab ganze Städte in Amerika, in welchen fast jede Familie ihr eigenes Wohnhaus bewohnte. Bald aber stellte sich heraus, daß zur Instandhaltung dieser Häuser nur sehr schwer Dienstpersonal aufzutreiben war. Die Frauen waren in vielen Fällen den Anstrengungen, die die Besorgung des Haushaltes in einem etwas weitläufigeren Haus erforderte, nicht gewachsen. Daher mußte es mit der Zeit dazu kommen, daß alle jene Personen, welche die erforderlichen



Volkswohnhaus der Gemeinde Wien, erbaut im Jahre 1927

Geldmittel besaßen, in sogenannte Wohnhotels übersiedelten, in denen sie je nach den Geldmitteln, über die sie verfügten, ein, zwei, drei oder vier Zimmer samt Badezimmer mieten konnten, während die Hotelverwaltung für die Bestreitung aller sonstigen Bedürfnisse sorgte. Speisesäle standen zur Verfügung, um dort Mahlzeiten einnehmen oder um Fremde bewirten zu können; sogar für kleinere und größere Gesellschaftsräume in allen möglichen Preislagen, I., II., III. Klasse, war gesorgt. Und diesen Bequemlichkeiten verdankt das amerikanische Wohnhotel seine große Verbreitung. Riesenobjekte, welche 1000, sogar 2000 Personen beherbergen können, entstanden oder sind noch im Entstehen begriffen, und es ist vorauszusehen, daß die Idee des Wohnhotels nicht nur in Amerika immer weitere Fortschritte machen, sondern auch bald in größtem Stil auf Europa übergreifen wird.

Das Wohnhotel ist die zweite vollständig moderne Type des dienerlosen Haushaltes. Welch ein Unterschied zwischen solchen Wohnverhältnissen und dem Bewohnen eines Schlosses oder einer großen Villa! Aber wir mögen den früheren Zuständen noch so sehr nachtrauern – das Rad der Zeit geht unerbittlich über alle Bedenken hinweg.

Das Leben in einem Schloß spielte sich nach folgendem Gesichtspunkt ab: eine relativ zahlreiche Dienerschaft hatte für die Bequemlichkeit eines einzigen oder einiger weniger Menschen zu sorgen.

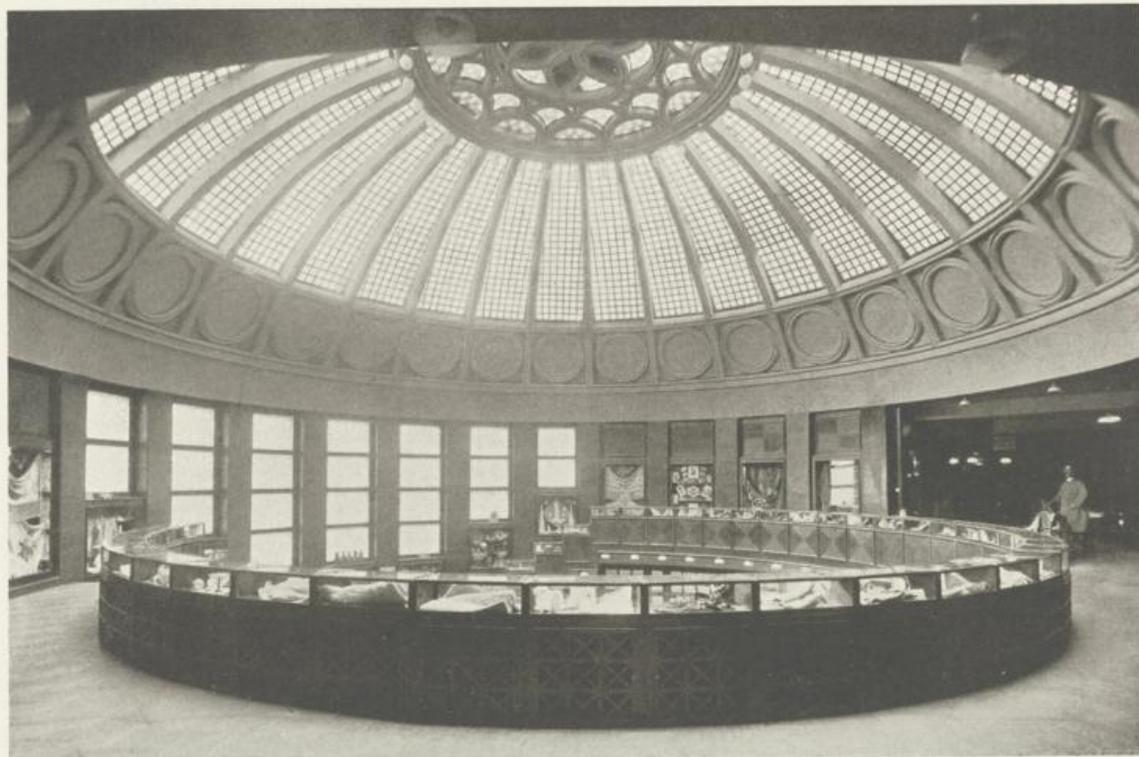
Das Wohnhotel hingegen beherbergt aus Rentabilitäts- und Sparsamkeitsgründen nur knapp bemessene Dienerschaft, welche die Bedienung möglichst vieler Menschen zu erledigen hat. Im Wohnhotel muß Arbeitsorganisation in Verbindung mit den modernen maschinellen



Volkswohnhaus der Gemeinde Wien, erbaut im Jahre 1927

und technischen Behelfen alle jene Arbeit bewältigen, zu der in den früheren Schloßbauten eine große Dienerschaft erforderlich war. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß die moderne Idee siegen muß, und daß die Schlösser, Landsitze, aber auch die großen Villen bald ebenso vereinsamen und veröden werden, wie seinerzeit die Ritterburgen, weil sie eben nicht mehr den Anforderungen der Zeit entsprechen.

Gemeinnützige Bauten und Wohnhotels sind also die wirklich modernen Bauten, bei denen eine moderne Architektur zum Durchbruch gelangen kann und muß.

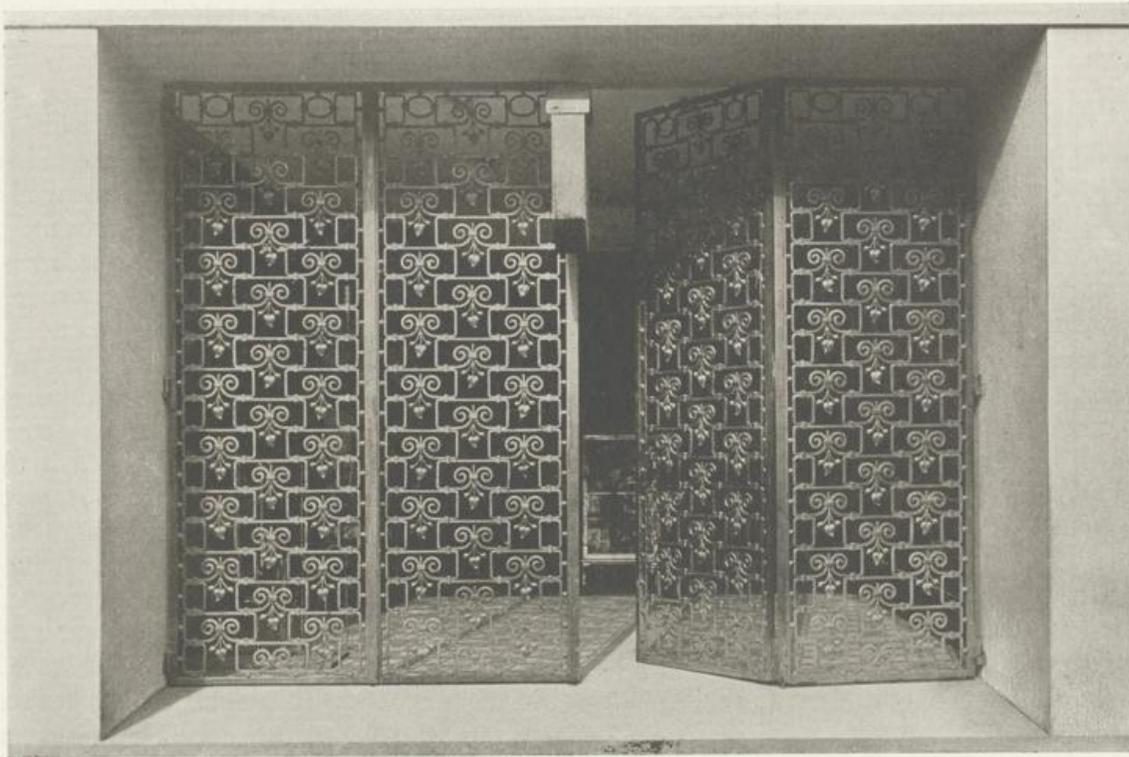


Warenhaus der Firma Breda & Weinstein in Troppau, erbaut im Jahre 1927

DAS TECHNISCHE ZEITALTER

Infolge der Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert wurde die gesamte menschliche Gesellschaft anders geschichtet. Auf der einen Seite wird die Zahl der Vermögenden immer geringer, auf der anderen Seite schwillt die Menge vermögensloser geistiger und manueller Arbeiter immer mehr an. Infolge dieser veränderten Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft, verschieben sich natürlich auch die Rechtsverhältnisse; es verändert sich also die Basis eines friedlichen Zusammenlebens der Menschen fortwährend. Der große politische Kampf, der heute in allen Ländern tobt, – der sogenannte soziale Kampf – ist nichts anderes, als die Auseinandersetzung alter Rechtsformen mit den durch die Technik hervorgebrachten heutigen Lebensverhältnissen und der Versuch einer Anpassung an dieselben.

Eine Kunst, die mit dem Leben so eng zusammenhängt wie die Architektur, muß durch all diese Umgestaltungen und Kämpfe sehr wesentlich beeinflußt werden, und tatsächlich sind auch die Aufgaben des Architekten ganz andere geworden, als sie es einstmals waren. Früher nahmen Kultbauten entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Architektur, und außer Domen und Kirchen hatte der Baukünstler auch Schlösser und Paläste aufzuführen. Heute gilt es vor allem, die Bedürfnisse der Massen zu befriedigen, gesunde



Einfahrtorgitter der Firma Breda & Weinstein in Troppau, errichtet im Jahre 1927

Wohnungen für das Volk zu schaffen, Bildungsstätten wie Schulen, Theater, Museen, Bibliotheken, Forschungsinstitute, Spitäler, Bürogebäude, Kaufhäuser, Verkehrsanlagen, Bahnhöfe, Brücken, Flugzeughallen und dergleichen mehr.

Den geänderten Zwecken der Gebäude entspricht natürlich auch ihre vollkommen veränderte Gestaltung und Ausbildung. Die modernen Konstruktionsmethoden, Eisenbau und Eisenbetonbau etc., geben dem Techniker die Möglichkeit, diesen neuen Forderungen gerecht zu werden. Die immer fortschreitende Verdrängung der Handarbeit durch maschinelle Arbeit mußte zur Ausbildung eines neuen technischen Formenschatzes führen, zu den sogenannten Werkformen, die sich aus der Bearbeitung des Materials direkt ergaben. Die Bevorzugung der glatten Flächen und geraden Linien, der einfachen geometrischen Formen ist ebenfalls eine Folge des Überwiegens der Maschinenarbeit, da sich diese relativ leicht auf maschinellem Wege erzeugen lassen. Doch muß festgestellt werden, daß es nicht die bloße Werkform allein ist, die unsere Zeit beherrscht – denn Werkformen, speziell in Stein und Holz, haben auch schon frühere Jahrhunderte in geradezu klassischer und kaum wieder zu erreichender Meisterschaft hervorgebracht – sondern das Charakteristikum der Gegenwart liegt in dem Bestreben, die Herstellung möglichst vieler, möglichst aller Dinge der Maschine zu überlassen.

Wie vereint sich nun unsere Sehnsucht nach einer neuen Kultur mit diesem Übernehmen alles maschinell, technisch und mechanisch Hergestellten? Ich versuche in den folgenden Kapiteln mir über diese Frage klar zu werden.

ARBEITSLUST UND ARBEITSUNLUST

Am 29. September 1507 schrieb Michelangelo an seinen Bruder: „Ich erschöpfe mich in Arbeit, wie es noch nie ein Mensch getan. Ich habe kaum Zeit zum Essen, ich denke an nichts anderes, als daran, Tag und Nacht zu arbeiten.“ Und umfaßte der Tag auch mehr als 24 Stunden, Michelangelo hätte trotz seines Arbeitseifers seine kolossalen Entwürfe nicht fertigstellen können, trotzdem er 89 Jahre alt wurde. Denn die Arbeit, die er sich zumutete, und die er willens war, auszuführen, war noch viel ungeheurer als all das, was er in seinem tatenreichen Leben geleistet und vollendet hat.

Unermeßlich sind die Werke Johann Sebastian Bachs. Robert Schumann gab die Anregung, die Werke dieses Meisters in einer großen Sammlung zu vereinigen, und es dauerte 50 volle Jahre, bis diese Sammlung vollendet war; erst im Jahre 1900 konnte der letzte Band der monumentalen Bach-Ausgabe herausgegeben werden. Und dabei wissen wir, daß viele Werke Bachs durch die Sorglosigkeit seines Sohnes Friedemann verloren gingen. Erwägt man, daß Bach durchaus kein abnorm langes Leben beschieden war (er starb im Alter von 65 Jahren), so kann mit Sicherheit angenommen werden, daß er buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet hat, um der Menschheit diesen unermeßlichen Schatz zu hinterlassen.

Mozarts allzu kurzes Leben erschöpfte sich in einer geradezu fanatischen Tätigkeit. Ein Beispiel nur: Vom 20. Juni bis 10. August 1785 schrieb er seine drei herrlichsten Symphonien, die in Es-Dur, die in G-moll und die Jupiter-Symphonie in C-Dur. In seinem letzten Lebensjahre war er durch Krankheiten schon sehr geschwächt. Aber trotzdem schuf er in diesem einen Jahr allein gegen 60 unsterbliche Meisterwerke, darunter die Opern: „Die Zauberflöte“, das Festspiel „Titus“ (in 18 Tagen), das „Ave verum“, das Klavierkonzert in B-Dur, das Streichquartett in Es-Dur usw. Der Tod hat ihm sozusagen mitten in der Arbeit die Feder aus der Hand genommen: das Requiem blieb unvollendet.

Rubens hat über 2000 Kolossalgemälde geschaffen. Wenn wir auch wissen, daß der Meister Schüler beschäftigte, so stellen die von den Kunsthistorikern als von Rubens eigener Hand stammend nachgewiesenen Partien der Gemälde auch schon eine geradezu unfassbar große Arbeit vor. Man bedenke nur, daß fast auf jede Woche seiner Schaffenszeit ein großes Gemälde mit vielen Figuren entfällt. Und nebstbei fand Rubens noch Zeit, auch eine politische Rolle zu spielen und als Gesandter tätig zu sein.

Wollen wir von Goethe reden: Wir wissen, daß er es mit seinem Amt als Minister ziemlich genau nahm. Seine Werke entstanden in freien Stunden, hauptsächlich in den Nachtstunden – „Werther“, „Clavigo“ in wenigen Wochen, – und trotz all der Arbeitslast, die er sich freiwillig aufbürdete, führte er eine weit ausgedehnte Korrespondenz, die ihn mit einem großen Teile seiner Zeitgenossen verknüpfte. Gar nicht zu reden von seiner Tätigkeit als Sammler, als bedeutender Naturforscher. Wir stehen vor einem Rätsel, wie diese Fülle von Werken, deren Auslegung und Studium seit länger als einem Jahrhundert ungezählte Gelehrte und Forscher beschäftigen, in einem einzigen Menschenleben entstehen konnten.

Betrachten wir das Leben irgend anderer Künstler, so entdecken wir stets wieder, daß alle diese Männer von Arbeitseifer geradezu fanatisch besessen waren. Ihnen waren die Tage und Nächte zu kurz, sie gönnten sich oft kaum die nötige Ruhe, und wenn sie endlich, erschöpft, sich kurze Ruhe vergönnten, so geschah es nur, um sich hernach mit erneuter Kraft wieder auf die Arbeit zu stürzen.



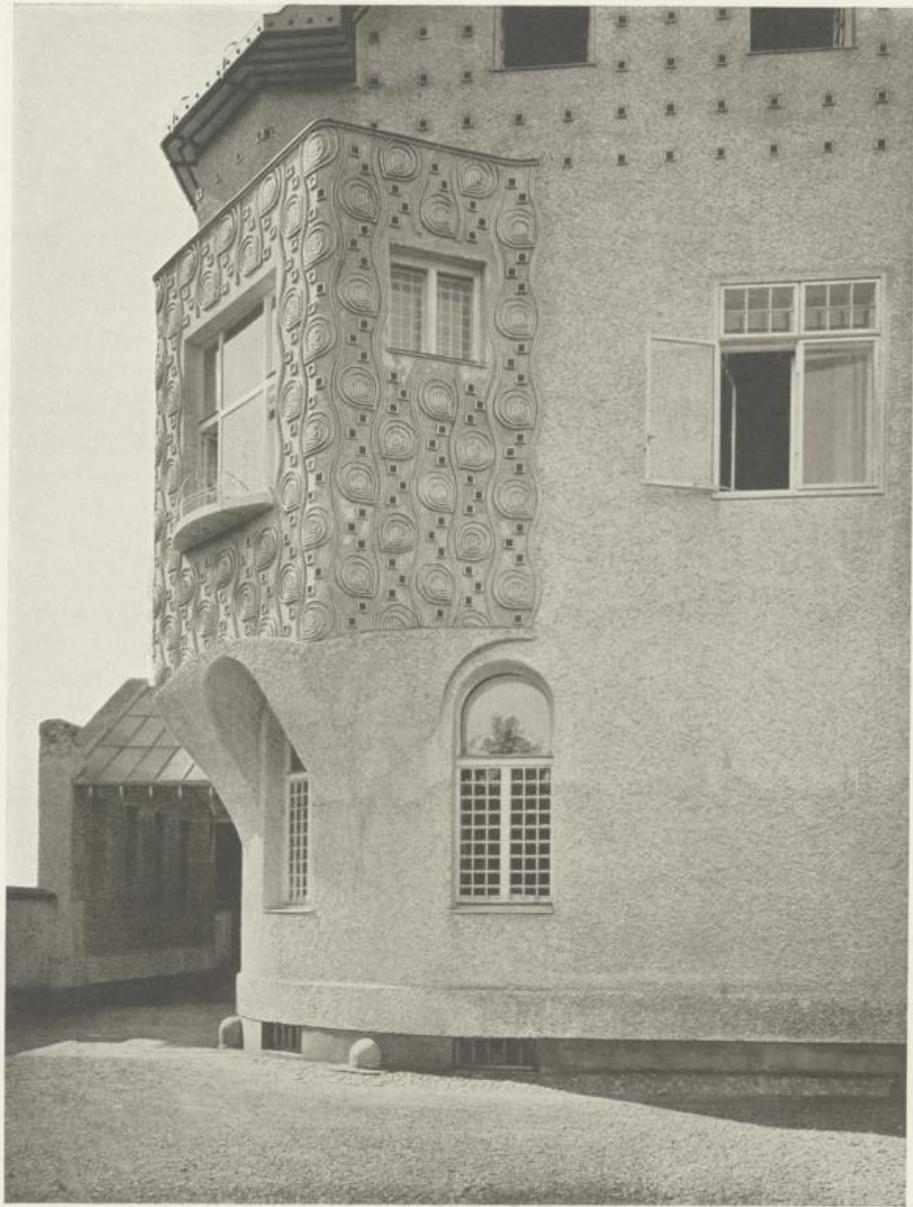
Kamin im Wohnhaus des Frl. F. in Brünn, errichtet im Jahre 1927
Plastiken in Terrakotta, ausgeführt von Professor Alfred Hofmann

Ich spreche hier von dem Typus der genialen Künstler, weil diese in ihrem fast ungläublichen Betätigungstrieb geradezu den Gegenpol darstellen zu den Menschen, die heute auf der ganzen Welt von einer bisher nie dagewesenen Arbeitsunlust befallen sind. Es erleichtert diese Gegenüberstellung die Untersuchung dieses Falles.

Die in allen Ländern zum Ausdruck kommende Arbeitsunlust eines sehr großen Teiles der Bevölkerung ist eines der interessantesten und wichtigsten politisch-wirtschaftlichen Probleme unserer Zeit. Wir müssen uns die Frage vorlegen: wie kommt es, daß es einerseits Menschen gegeben hat und auch heute noch gibt, die sich in Arbeit und Betätigung geradezu erschöpfen, andererseits aber die Arbeit für die ungeheure Mehrheit der Menschen durchaus kein Vergnügen bedeutet und sie nur durch Zwang dazu angehalten werden kann?

Die Ursachen dieser Arbeitsmüdigkeit zu ergründen, ist wichtig, weil durch Erkennen der Ursachen möglicherweise Wege zur Verbesserung sozialer Zustände gefunden werden könnten.

Die Künstler leisten eine schöpferische Arbeit. Sie können ihr ganzes Sein, ihr ganzes Wesen, ihre ganze Lust und Liebe mit einem Werk verknüpfen, das den Stempel ihrer Persönlichkeit trägt und welches in seiner Form und Einmaligkeit nicht leicht von jemand anderem ausgeführt werden kann. Diese Arbeit ist anregend, fortreibend und hält den Menschen so sehr in ihrem Banne, daß er das Bestmögliche zu leisten bestrebt ist. Im genauen Gegensatz dazu befindet sich der Arbeiter, der eine „mechanisierte“ Arbeit



Villa Kurz in Jägerndorf, erbaut im Jahre 1902



Wohnhaus Dr. R. in Brünn, erbaut im Jahre 1901

ausführt. Dieser steht nur durch Zwang getrieben bei der Maschine, die Leistung derselben interessiert ihn fast gar nicht. Die millionenfache Wiederholung eines und desselben Vorganges ruft tödliche Langeweile hervor und es ist unmöglich, daß der Arbeitende sich mit seinem Gefühl dabei betätigt. Seine Seele muß verdorren, und so kommt es, daß der bei der Maschine stehende Mensch langsam selbst zur Maschine wird.

Was ist eigentlich mechanisierte Arbeit? Es ist diejenige Arbeit, welche durch die modernen Organisationen und Produktionsmethoden nötig geworden ist.

Der Mensch wird hierbei in Beziehung zu einer Maschine oder zu einem System gebracht. Seine Aufgabe erfordert Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Fleiß, aber er steckt in einer Organisation und in einem Räderwerk, welches er nicht überblicken kann. Er ahnt höchstens den Zusammenhang der Dinge, an denen er arbeitet, in vielen Fällen kennt er jedoch den Sinn des Ganzen überhaupt nicht. Sein Pensum ist ihm genau vorgeschrieben, und es ist stündlich und täglich genau dasselbe. Mechanisierte Arbeit leistet der Arbeiter an einer Maschine, welche täglich so und so viele tausend Schrauben erzeugt, oder welche so und so viele tausend Stäbe oder so und so viele Hölzer von einer bestimmten Länge schneidet. Aber auch der Beamte, der in dem großen Räderwerk einer Organisation tätig ist, leistet mechanisierte Arbeit. Denn er behandelt alle Dinge nach einer Vorschrift oder nach einem Gesetz, dessen Tragweite und Absicht er meist gar nicht recht erfassen kann.



Speisezimmer der Villa Dr. R. in Brunn, errichtet
im Jahre 1901

Die moderne Technik ist ein Produkt der immer mehr gesteigerten Nachfrage nach lebenswichtigen Artikeln. Die Technik mußte sich der mechanisierten Arbeit zuwenden, um jene Steigerung der Produktion zu erzielen, welche durch die Bevölkerungszunahme nötig wurde. Denn ohne mechanisierte Arbeit, das heißt ohne Zuhilfenahme der modernen Technik könnten auf unserer Erde niemals so viele Menschen ernährt und bekleidet werden, als dies bis vor dem Kriege tatsächlich der Fall war.

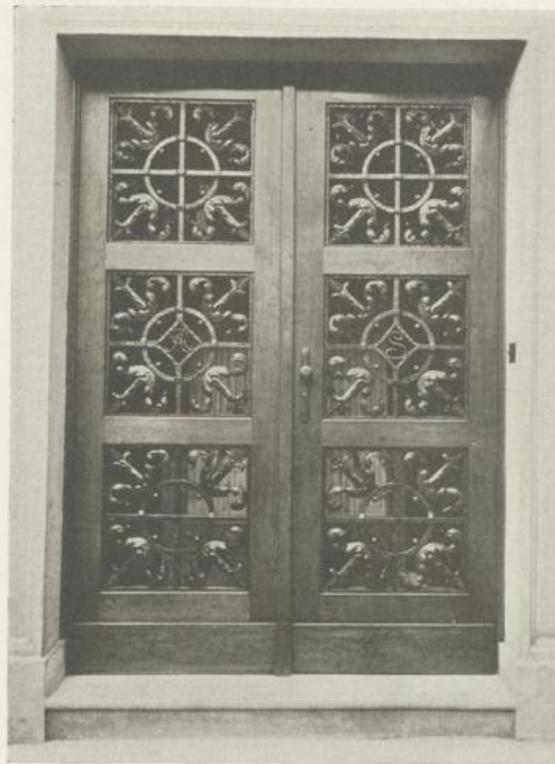
Wurde schon eingangs darauf hingewiesen, welche enormen Arbeitsleistungen die Künstler aller Zeiten auf sich genommen haben, so müssen wir hier ergänzend hinzufügen, daß ähnliche Erscheinungen unstillbaren Arbeitsdranges nicht allein bei Künstlern im engeren Sinne zu beobachten sind. Wir finden sie auch bei anderen Menschen, und zwar bei solchen, die in ihrem Beruf nicht bloß Aufmerksamkeit und Fleiß, sondern auch Gestaltungskraft und Phantasie, eigene Initiative und Intuition, also alle jene edlen Eigenschaften betätigen können, welche der Künstler zur Ausführung seines Werkes bedarf. Der Begriff „Künstler“ wird im allgemeinen vielleicht zu eng gefaßt. Die Tätigkeit des genialen Feldherrn wurde zwar schon oft als eine mit Künstlertum verwandte bezeichnet – im weiteren Sinne ließe sich dies jedoch auf fast alle Berufe ausdehnen. Der Chef eines großen Kaufhauses, der Generaldirektor einer Großindustrie, der leitende Mann einer Bank, aber auch der Arzt, der Techniker, Ingenieur und Architekt, wie nicht minder der Politiker und führende Regierungsmann – sie alle bedürfen außer fachlicher Tüchtigkeit einer entschieden künstlerischen



Kamin im Bibliothekszimmer des Schlosses
Kneschitz, Böhmen, errichtet im Jahre 1905

Veranlagung, wollen sie in ihrem Beruf wirklich Großes leisten. Es dünkt mir als Beweis dieser Annahme, daß gerade die hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Berufsbranche ebenso wie die Künstler eine erstaunliche Arbeitskraft entfalten, eine Arbeitskraft, welche oft auch nicht durch Krankheit gebrochen werden kann und daher häufig genug einen frühen Tod der von ihr Beseelten zur Folge hat.

Fassen wir also nochmals zusammen: Außer dem Künstler gibt es auch andere schöpferisch arbeitende Menschen, das heißt solche, die bei ihrer Tätigkeit stets den Blick auf das Ganze gerichtet haben und ihrer Arbeit das Gepräge ihrer Persönlichkeit zu geben vermögen. Darin besteht der Hauptunterschied zwischen ihrer Arbeit und der Tätigkeit des mechanisierten Arbeiters, der gezwungenermaßen seine Arbeit genau nach einer bestimmten Vorschrift oder Schablone verrichten muß. Ganz anders verhielt es sich in früheren Zeiten, in denen mechanisierte Arbeit nur in geringstem Maße zur Anwendung kam. Betrachten wir irgendeinen Gegenstand alter Handwerkskunst – sei es ein Kasten aus der Maria-Theresien-Zeit, ein geschliffenes Biedermeierglas, ein Schmuckstück oder ein Bucheinband aus der Empirezeit, ein Stuckplafond aus dem Barock – alle diese Dinge erregen unser Entzücken ebenso durch die vollendete Beherrschung der handwerklichen Technik wie durch den erlesenen Geschmack und die Anmut der Ausführung. Das Volk hat eine gebräuchliche Redewendung für die Eigenschaften solcher und ähnlicher Werke; es sagt: „Das ist mit Liebe gearbeitet.“ Mit Liebe und Freude arbeiten – das war das Be-



Haustor der Villa S. in Wien, Weimarerstraße, errichtet im Jahre 1926

rufsgeheimnis jener alten Handwerker, und mit derselben Zauberformel ist auch heute noch die Unermüdllichkeit aller schöpferisch arbeitenden Menschen zu erklären. Der mechanisierte Arbeiter hingegen steht dem Werke seiner Hände vollkommen gleichgültig gegenüber, da er es nur in Bruchstücken kennt und es ihm nicht vergönnt ist, irgendwelche seiner besseren geistigen und handwerklichen Fähigkeiten bei dessen Erzeugung zu betätigen. Ziehen wir einen Vergleich etwa zwischen einer Schmiedewerkstätte aus früheren Zeiten und einer modernen Schlosserei. Der Meister der früheren Zeit hatte bei jedem Auftrag, sobald man sich nur beiläufig über Art und Preis des bestellten Gegenstandes geeinigt hatte, völlig freie Hand bei seiner Arbeit. Sollte er ein Gitter anfertigen, so konnte er es nach seinem Geschmack erfinden, die Stäbe so biegen, wie es ihm die Phantasie eingab, und die Arbeit bot daher eine solche Abwechslung in der Inanspruchnahme von körperlichen und edlen geistigen Kräften und war gleichzeitig so sehr geeignet, auf seine Tüchtigkeit aneifernd zu wirken, daß das Gefühl von Langeweile und Interesselosigkeit absolut nicht aufkommen konnte. Werfen wir einen Blick in eine frühere Tischlerwerkstatt, so ersehen wir, daß diesem Handwerk der heute so geläufige Begriff „Serienerzeugung von fünfzig oder hundert gleichen Stücken“ völlig fremd war. Kein Innenarchitekt schrieb damals dem Tischler mittels genauer Zeichnungen die Herstellung irgendeines schrecklich anzusehenden Sezessionsmöbels vor, welches, da nicht aus dem Geiste des Handwerks erfunden, schlecht und mühsam auszuführen ist. Auch der Tischler konnte sich früher



Eingangstor zur Villa des Frls. F. in Brünn, errichtet
im Jahre 1927

schöpferisch betätigen, denn seine Arbeit besaß immer den Stil, der begehrt wurde, nämlich den Stil der Zeit.

Betrachten wir eine mittelalterliche Bauhütte; dort herrschte gewiß genaue Ober- und Unterordnung. Der Dombaumeister als der Tüchtigste hatte sicherlich am meisten zu erfinden und anzuordnen, aber auch der kleinste Steinmetz konnte im Rahmen des großen Entwurfes seine Fähigkeiten und Kenntnisse zeigen und als „Künstler“ schaffen. War er vor die Aufgabe gestellt, einen Wasserspeier zu meißeln, so gab es kaum eine andere Beschränkung für ihn als die, ein schönes Werk zu schaffen, welches sich dem Bau, was Größe und Form anlangte, gut einfügte. Daher kommt es, daß jedes Detail eines solchen Baues mit Liebe und Freude ausgeführt wurde und daß jeder Bau aus dieser Zeit überaus lebendig und interessant im großen wie im kleinen erscheint. Ein solches Bauwerk zeigt unserer kunstfremden Zeit, daß es nicht von zur Arbeit gezwungenen Sklaven hergestellt worden ist, sondern daß es das Werk von Künstlern war, die sich einer gemeinsamen Idee und einem gemeinsamen Stil untergeordnet hatten, ohne die künstlerische Freiheit des einzelnen Mitarbeiters zu beschränken.

Oft werden mir allerlei schwer zu beantwortende Fragen vorgelegt; zum Beispiel: warum heute nicht mehr im gotischen Stile gebaut werden könne, oder warum ich die Votivkirche nicht für ein eigentlich gotisches Bauwerk halte, oder warum ich glaube, daß

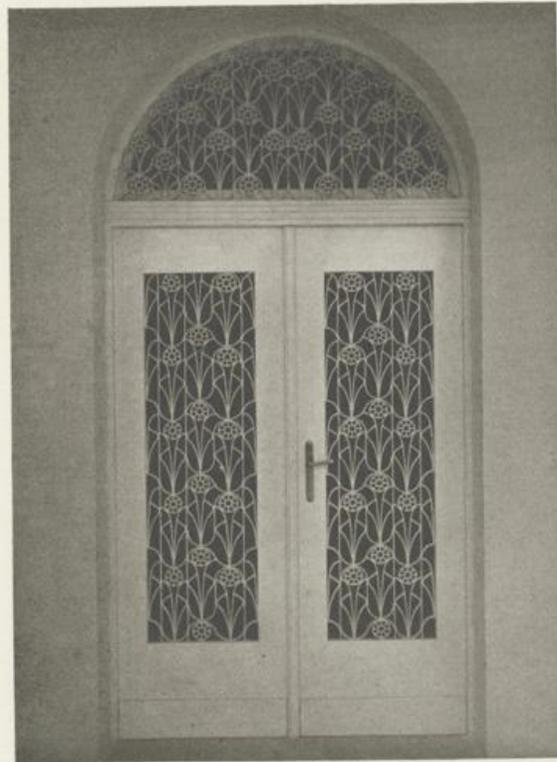


Eingangstor zu einer Villa in Purkersdorf, errichtet im Jahre 1908

heute keine Schmiedearbeit von solcher Qualität hergestellt werden könne wie zur Zeit der Barocke, oder warum ich der Ansicht sei, daß wir keine gleichwertigen Möbel erfinden und erzeugen können wie die Tischler zu Maria Theresiens Zeit und dergleichen mehr.

Hier ist die Antwort: Wir arbeiten heute mechanisiert und zentralisiert. Der Arbeiter arbeitet ohne Liebe an seinem Werk, da er bei der Arbeit seine besten geistigen Kräfte, wie auch seine handwerkliche Geschicklichkeit ausschalten muß. Dieses Verhältnis der Gleichgültigkeit gab es in früheren Jahrhunderten nicht – damals liebte der Handwerker sein Handwerk, und diese Liebe kam in jedem Erzeugnis seiner Hände zum Ausdruck.

Die Herstellung von Bauwerken, von allen Gegenständen und Geräten, welche die Menschheit benötigt, ist innig mit den sozialen Verhältnissen der Zeit verknüpft. Es ist unmöglich, mit unseren heutigen Arbeitern Gegenstände von solcher künstlerischer Erfindung und handwerklicher Vollendung zu erzeugen als ehemals. Dafür hat aber unsere Zivilisation ungeheure Leistungen der mechanisierten Arbeit hervorgebracht, wie nie zuvor; unsere Verkehrsmittel umspannen die ganze Welt; auf der Erde, zu Wasser und in der Luft bewegen wir uns schneller als irgendein anderes lebendes Wesen, wir überbrücken Flüsse und Meere, durchbohren die Berge, stellen die Naturkräfte in unseren Dienst, kurz, ihrer Kolossalität wegen müssen wir unsere Zivilisation und Organisation bewundern. Aber diese Entwicklung hat auch Opfer gekostet, und diese sind auf Seiten der Kultur zu suchen, denn die modernen Völker haben zwar eine große Zivilisation erreicht, sind aber kulturlos geworden. Die Menschheit hat das verloren, was in



Eingangstor zu einer Villa in der Himmelstraße in
Wien, errichtet im Jahre 1908

früheren Zeiten Menschenwürde hieß. Der Geist der Zerfahrenheit und Zersplitterung der Gegenwart zeigt uns deutlich, daß es um die Seele der Menschheit schlecht bestellt ist. Wir haben keinen allgemeinen Stil, das heißt keinen kulturellen Ausdruck für die Erzeugnisse unserer Zeit, wir haben keinen Idealismus mehr, das heißt, das Volk hat völlig den Zusammenhang mit sich selbst und mit der Natur verloren und steht mit vertrockneter Seele und verständnislos deren Wundern gegenüber. Diese Zerfahrenheit drückt sich auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit aus und ist nichts anderes als das notwendige Ergebnis der rücksichtslosen Mechanisierung der Arbeit, durch welche der Mensch zum bloßen Werkzeug, zur bloßen Nummer, zur Maschine herabgewürdigt worden ist. Daß jedes einzelne Individuum eine Welt für sich darstellt, ausgestattet mit einer Seele, die den Gefühlen von Liebe und Haß zugänglich ist, die sich nach dem Zusammenhang mit der Natur, nach Freiheit und Freude in der täglichen Arbeit sehnt, dieser unausrottbare Drang der Menschenseele wurde vollkommen ignoriert.

Die eisernen Fesseln, welche die Zivilisation solcherart in immer härterem Maße um die Menschheit schlang, mußten endlich als unerträglich empfunden werden, und die in fast allen Staaten der Welt zutage tretende unheilbare Arbeitsunlust ist das Zeichen, daß die Menschen nun mit allen Mitteln bestrebt sind, diese Fesseln gewaltsam zu zersprengen. Zwar sind sich die Menschen bisher nur dunkel bewußt, daß es nur die mechanisierte Arbeit ist, die sie fliehen und verabscheuen – aber dem aufmerksamen Beobachter wird



Toilettzimmer einer Villa in Jägerndorf, errichtet
im Jahre 1926

das klar, wenn er sieht, daß derselbe Mann, der mit äußerstem Widerwillen in die „Arbeit“, das heißt in die Fabrik oder in sein Bureau geht, dann noch stundenlang in seinem Garten gräbt oder in seinem Haus herumhantiert. Es ist also nicht Faulheit und Arbeitsscheu im allgemeinen, welche die Menschen befallen hat, sondern hauptsächlich eine Scheu vor jener Arbeit, welche die moderne Zivilisation durch Anwendung der Maschinen und bedrückender Systeme (Taylorsystem) geschaffen hat.

Auch dürfen wir keineswegs diese Erscheinung, in der Annahme, es handle sich nur um eine Nachkriegsfolge, leichtsinnig hinnehmen und mit baldiger Besserung dieser Zustände rechnen. Schon lange vor dem Krieg, man kann sagen, gleichzeitig mit dem Aufschwung der Technik, hat die Arbeitsunlust der breiten Massen begonnen. Der Weltkrieg, welcher vielleicht das Ungeheuerlichste an Organisation und Mechanisierung in der Geschichte des Menschengeschlechtes darstellt, hat natürlich der Entwicklung dieser Völkerhypnose gewaltig Vorschub geleistet. Denn niemals ist Mensch und Menschenwürde so degradiert worden wie in diesem Krieg. Der Mensch war eine bloße Nummer, ein Füllsel für einen Graben, auf das nicht die geringste Rücksicht genommen wurde. Die härteste Langweile verband sich mit den größten körperlichen Anstrengungen und höchsten Gefahren; schreckliche Verwundungen, unendliche Leiden, Elend und Tod – und all dies erlitten um etwas gänzlich Unbekanntes, um etwas, dessen Zweck und Ziel dem einfachen Mann gewiß niemals klar werden konnte. Dieser Krieg war der Gipfelpunkt einer



Ecke eines Speisezimmers in Schloß Geppersdorf,
errichtet im Jahre 1905

menschen- und kulturmordenden, mechanisierten Arbeit, die sich gleichzeitig der vollendetsten Mittel unserer Zivilisation bediente. Daher ist es durchaus kein Zufall, sondern sehr begreiflich, daß besonders bei jenen Völkern, welche an dem Krieg teilgenommen haben, die Arbeitsunlust am heftigsten in Erscheinung tritt.

Die vielfach verbreitete Meinung, daß diese Arbeitsscheu bloß ein Produkt jahrelanger systematischer Verhetzung von seiten demokratischer Politiker sei, beruht auf einem Irrtum: Ursache wird hier mit Wirkung verwechselt. Verhetzung hätte niemals einen solchen Erfolg haben können, wenn die Menschen glücklich und zufrieden gewesen wären. Ehrgeizige Politiker nehmen eben jetzt nur die Gelegenheit wahr, aus der bereits vorhandenen Verdrossenheit des Volkes für sich Nutzen zu ziehen und auf dieser Unzufriedenheit ihre politische Macht aufzubauen. Die Menschheit ist an der Seele erkrankt, verworren und ratlos hängt sie sich mit neuer Sehnsucht an den alten Traum: Glück zu erringen. Und dieses Glückstreben kulminiert heute in dem Wunsche nach menschenwürdiger Tätigkeit.

Die Arbeit aller glücklichen Naturvölker wie auch die Arbeit der Menschen in allen als besonders glücklich gepriesenen Zeitläuften war stets individuell und schöpferisch, und ihre Erzeugnisse hatten den Charakter von Kunstwerken. Betrachten wir zum Beispiel Steinäxte oder andere Werkzeuge aus prähistorischer Zeit, so müssen wir zugeben, daß diese primitiven Werkzeuge mit künstlerischer Gestaltungskraft angefertigt worden sind. Beobachten wir Spiel und Arbeitsweise der Kinder, so finden wir, daß ihre Leistungen

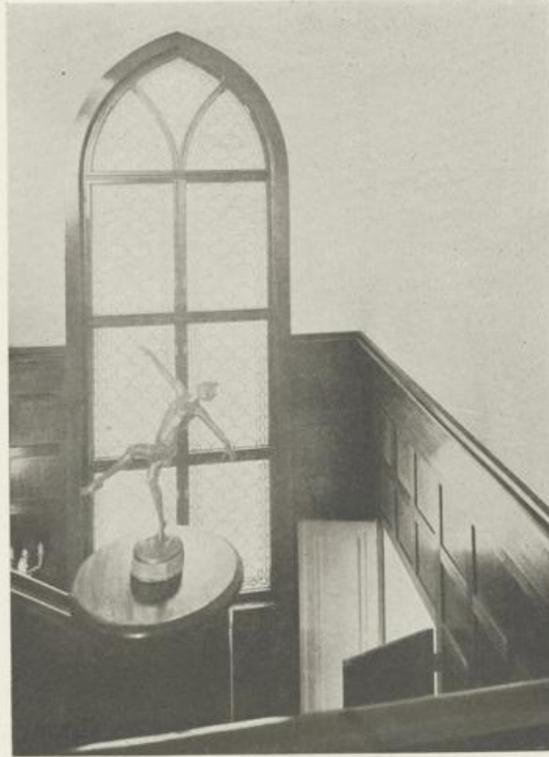


Villa des Frls. F. in Brünn, erbaut im Jahre 1927

zwar oft unnütz und unbeholfen, aber immer künstlerisch sind. Im Kinde steckt eben noch der glückliche Urmensch, seine Seele ist noch nicht verkümmert, es hat noch Phantasie, eigenen Willen und persönlichen Geschmack, Künstler sein, heißt im weitesten Sinne nichts anderes als: sich die Seele des Kindes bewahrt zu haben und damit die Möglichkeit, Träume der Jugend fortträumen zu können trotz aller im Leben erworbenen Erfahrungen und Erkenntnisse. Und die einzige Arbeit, die den Menschen tatsächlich beglückt und befriedigt, ist wohl die Arbeit des Künstlers, – das Wort Künstler im weitesten Umfange angenommen. Je mehr sich die Arbeit des Menschen von diesem Ideal entfernt, desto unglücklicher und unbefriedigter muß er sich fühlen. Wir haben nun durch unsere Zivilisation einen Zustand herbeigeführt, in welchem der überwiegende Teil der Menschen zu einer Arbeit verdammt ist, welche als das genaue Gegenteil jenes Ideals anzusehen ist, und der Moment mußte kommen, in dem das unterdrückte Menschtum aufschrie und das Joch abzuschütteln trachtet. Diesen Moment erleben wir jetzt.

Hiemit gelangen wir aber auch zur Erkenntnis der Gefahr, von welcher der Fortschritt, ja sogar die Existenz der Menschen durch die hypertrophische Entwicklung der maschinellen Zivilisation bedroht wird.

Bisher war unser Streben allein auf Vervollkommnung der Technik, auf Organisation, auf Vermehrung der Produktion gerichtet – alles Dinge, die unstreitbar der Menschheit, und nicht zuletzt dem Arbeiter, sehr viel Nutzen gebracht haben. Aber wir haben dabei



Villa des Frls. F. in Brunn, erbaut im Jahre 1927

auf Eines keine Rücksicht genommen: auf die menschliche Seele. Denn was bisher auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge geleistet wurde, befaßte sich mehr oder weniger nur mit seinem körperlichen Wohlbefinden: statt schlechter, finsterner Arbeitsräume wurden helle, luftige Säle den Arbeitern zur Verfügung gestellt – man sorgte für Arbeiterwohnungen, wenn auch in viel zu geringem Maße und in nicht ganz zweckmäßiger Weise usw. Seine Tätigkeit selbst oder wenigstens einen Teil seiner täglichen Arbeit zu einer interessanteren, lebendigeren, menschenwürdigeren zu gestalten, dies wurde jedoch außer acht gelassen.

Das Problem, um welches es sich hier handelt, wird aber immer dringender, weil es mit einer zweiten Frage eng zusammenhängt – mit der Arbeitslosigkeit, die in allen Kulturstaaten zu einer immer drohenden Erscheinung geworden ist. Wenn man hört, daß in Österreich 300.000 Arbeitslose, im Deutschen Reich zwischen zwei und drei Millionen, in England ebensoviele und in den amerikanischen Staaten nach ihrer unzuverlässigen Statistik zwischen sechs und sieben Millionen Arbeitslose leben, so sind das Ziffern, die jedem einsichtigen Menschen zu denken geben. Wie soll diese Arbeitslosigkeit wieder verschwinden? Das ist der Kernpunkt der Frage. Denn die Arbeitslosen können doch nicht bis in die Ewigkeit von Staats wegen unterstützt werden, ganz abgesehen davon, daß die Unterstützung, wenn sie auf Jahre gewährt wird, einesteils demoralisierend wirkt und andererseits gar nicht im Sinne der Mehrzahl der Arbeitslosen gelegen ist, denn die Menschen wollen ja schaffen und arbeiten, wie ich schon im vorigen Kapitel dargelegt habe.



Ecke im Speisezimmer der Villa Chl. in Jägerndorf,
errichtet im Jahre 1926

Vergegenwärtigen wir uns die Lage Europas vor dem Aufschwung der Technik, vor der Industrialisierung. Europa hatte damals um 300 Millionen Einwohner weniger. Die Entwicklung der Technik schuf volkreiche Städte oder vermehrte, verdoppelte, verdreifachte die Einwohnerschaft derselben; alle diese Menschen lebten davon, daß sie Bedarfsgüter industriell herstellten und nach solchen Ländern schickten, die noch keine oder eine noch unentwickelte Industrie besaßen; zum Austausch erhielten dafür die Industrieländer Rohmaterialien und insbesondere Nahrungsmittel, um ihre Einwohnerschaft zu ernähren.

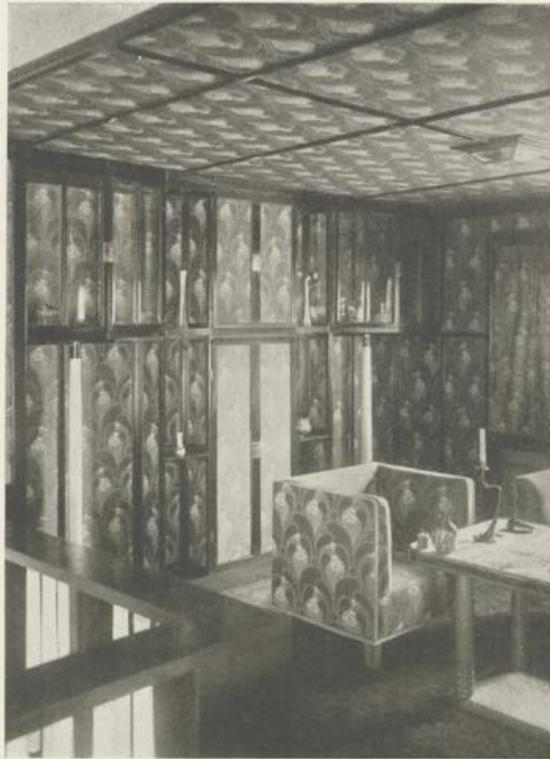
Durch den Krieg wurde dieser durch die Technik geschaffene Kreislauf der Güter unterbrochen. Die mitteleuropäischen, aber auch alle anderen kriegführenden Staaten litten unter Mangel an Rohprodukten, insbesondere an Nahrungsmitteln. Diejenigen Staaten, welche ursprünglich auf die europäische Industrie angewiesen waren, sahen sich genötigt, selbst Industrien ins Leben zu rufen. Andere Länder, wie Rußland, wurden aus dem Kreislauf des Warenverkehrs teilweise ausgeschaltet, noch andere Länder, wie Amerika, mußten ihre Industrie während des Krieges ins Ungemessene erweitern und vergrößern, nationalisieren, um dem Kriegsbedarf nachzukommen; schon wenige Jahre nach dem Kriege zeigte sich jedoch, daß diese Industrie am Weltmarkt nicht genügend Absatz fand. Dieser Prozeß ist durchwegs nicht abgeschlossen. Die technische Vervollkommnung treibt förmlich dazu, immer größere einheitliche Industriewerke zu schaffen, Werke, die imstande sind,



Halle in der Villa Hecht in Brunn,
erbaut im Jahre 1908

mit geringer Mithilfe von Menschenkraft Industrieprodukte zu erzeugen. Es gibt heute schon Industrien, die teilweise automatisiert sind, zum Beispiel die Zündholzindustrie. Das Ideal der Industrie wird eine Art Automatisierung sein, mittels der mit möglichst wenig Arbeitskräften geradezu märchenhafte Mengen Halb- oder Ganzfabrikate erzeugt werden können. Wenn auch ein Teil der durch die Verbesserung des Produktionsprozesses arbeitslos Gewordenen wieder in neuen Industrien Verwendung finden kann, so muß doch das Ergebnis der ständigen Verbesserungen schließlich eine Vermehrung der Arbeitslosen sein! Die Menge dieser Arbeitslosen kann aber der Staat nicht einfach verhungern lassen, denn sie sind nun einmal da; es muß daher irgend eine Vereinbarung getroffen werden, um auch diese zu beschäftigen; zweifellos kann dies nur dadurch geschehen, daß mittels internationaler Übereinkommen in allen wichtigen Industrien der Kulturländer die Arbeitszeit für Fabriksarbeit energisch verkürzt wird.

Das soziale Ziel der nächsten fünfzig Jahre wird daher auf radikale Verkürzung der mechanisierten Arbeitszeit gerichtet werden müssen. Die Verbilligung des Produktionsprozesses durch die rationellere Maschinenarbeit dürfte nicht ausschließlich für unfruchtbare Steuern, übermäßige Gewinne usw. verlorengehen, sondern sie müßte dem Arbeitnehmer zugute kommen. Es liegt in dieser Idee zweifellos eine starke Annäherung an sozialistische Wünsche; nur nehme ich als Grundbedingung für ihre Verwirklichung an, daß solche Wünsche niemals bloß Dinge der inneren Politik eines einzigen Landes sein dürfen,

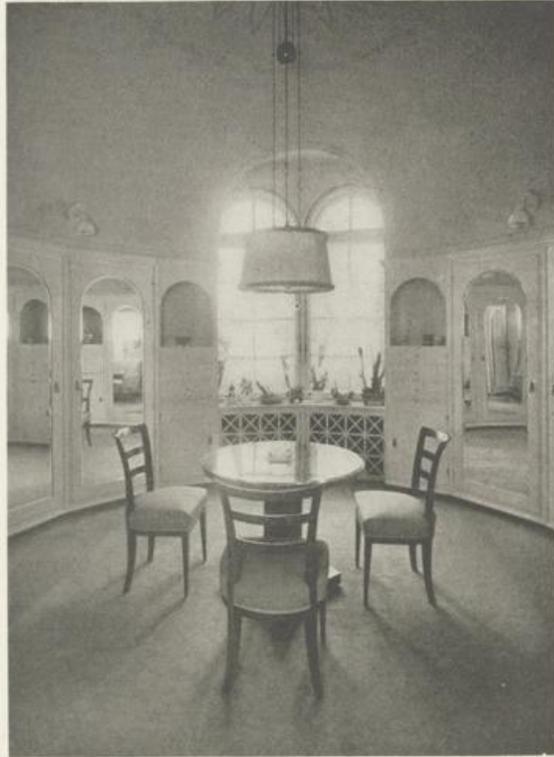


Salonecke der Villa Dr. R. in Brunn, errichtet im
Jahre 1901

sondern daß dieselben international vereinbart werden müssen; denn jedes Land, das sich voreilig oder einseitig auf solche Maßnahmen einließe, würde bestimmt sehr starke wirtschaftliche Schäden erfahren.

Das drückende Problem der Arbeitslosigkeit wird daher das erste Problem sein, welches ein internationales Forum beschäftigen wird. Vom ethischen Standpunkte aus wäre, wie ich im vorigen Kapitel dargelegt habe, die Verkürzung jeder mechanisierten Arbeit für die Menschheit von Segen. Denn das Ziel der Entwicklung, das Ziel eines Glückseligkeitszustandes der Menschheit müßte die Befreiung der Menschheit von dem Frondienst der mechanisierten Arbeit sein, auf daß ihr freie Zeit bleibe zu der beglückenden individuellen Arbeit.

Diese individuelle Arbeit war und ist nämlich die Grundlage jeglicher Kultur, ist die Voraussetzung jeder wahrhaft künstlerischen Arbeit. Eine neue Kunst, auch eine neue Baukunst kann nur entstehen und wird erst entstehen, wenn wieder individuelle, das heißt wahrhaft künstlerische Arbeit ermöglicht ist, wenn all die tausende Dinge des Geschmacks und einer persönlichen Kultur wieder unabhängig sind von dem bloß maschinell Hergestellten. Vielleicht werden wir dann die maschinelle Einfachheit und Sachlichkeit, der wir heute zustreben müssen, weil es individuelle künstlerische Arbeit als Volksarbeit zur Zeit nicht gibt, verwerfen – vielleicht werden wir dann unsere heutige Sachlichkeit als Armut, als Nacktheit, als Ideenlosigkeit empfinden; heute können wir sie



Toilettenzimmer der Villa S. in Wien, Weimarerstraße, errichtet im Jahre 1926

nicht entbehren, da wir sonst in den größeren Fehler einer barbarischen Unkunst verfallen würden.

Im Geiste erblicke ich schon ein künftiges Zeitalter, in welchem Arbeiter nach Erledigung ihrer mechanisierten Arbeit, die nicht mehr als drei bis vier Stunden täglich beansprucht wird, dann ihrem eigenen Geschmack folgen und als Bildhauer, Holzschnitzer, Metallgießer, Maler, Färber, Weber usw. Arbeiten erzeugen werden, die den alten japanischen und chinesischen Arbeiten ebenbürtig sind. Es könnte dies ein traumhaft schönes Zeitalter werden, in welchem höchste Wirtschaftlichkeit mit höchster Kunstblüte verbunden wäre. Die Menschen werden dann in Städten wohnen, die völlig anders gestaltet sind, als unsere heutigen und in denen durch Befolgung energiewirtschaftlicher Grundsätze den Menschen ein Leben in Luft, Licht und Sonne in freier Natur, in hängenden Gärten ermöglicht sein wird. Nur mit Bedauern und Mitleid werden die Menschen auf Großstädte, wie London, Paris, New-York herabsehen; diese werden ihnen so unorganisiert erscheinen, wie etwa uns die Bauten wilder Ameisen. In diesen heutigen Städten ist ja tatsächlich schon jetzt, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der Verkehr beinahe ein unlösbares Problem geworden, weil die sinnlose Energieverschwendung ihrer Anlage beinahe jeden Stadthaushalt zum Bankerott getrieben hat.

Erst in diesem künftigen Zeitalter werden sich die Träume einer wahrhaft modernen Architektur und einer wahrhaft modernen Kunst verwirklichen lassen. Dieselbe wird nichts



Kleiner Brunnen in der Villa S. in Wien, Weimarerstraße, erbaut im Jahre 1926
Die Figur ist eine Kopie nach Donatello

von der Nacktheit und Armut unserer Zeit haben, die Postulate dieser Kunst werden nicht von einer impotenten, saft- und kraftlosen Künstlerclique gestellt werden, die in ihrer beispiellosen Ideenarmut die Phantasielosigkeit auf ihre Fahne geschrieben haben. Vielleicht werden sich Ideen, ähnlich denen, die Popper-Lynkeus in seiner „Allgemeinen Nährpflicht“ gepredigt hat, verwirklichen lassen.

Jedenfalls ist es das Ziel der Zukunft, der Menschheit ein Leben zu ermöglichen, welches sie von den Seelenmorden mechanisierter Arbeit – sei es in Fabriken, sei es in Büros – befreit; die eigentliche wahre Arbeit muß die schöpferische Arbeit, die künstlerische Arbeit sein und entsprechend gewertet werden. Es müßte dies ein Zeitalter der Erfinder, der Künstler, der Gelehrten und ethisch hochstehenden Menschen sein, wogegen unsere heutige Zeit nur als wüste Barbarei erschiene.

Denn erst dann, wenn wieder Arbeiten und Werke uns umgeben, die nicht bloß unser rein körperliches Leben befriedigen, sondern Werke, die zu unserer Seele sprechen, weil sie entstanden sind aus innerer Anteilnahme des Schaffenden – man kann sagen, aus einer Art Andacht geboren sind; erst dann wird das Menschengeschlecht auch seine besten Eigenschaften entfalten können; jene ethischen Triebe, die tief in jedem Menschen verwurzelt sind, werden dann zum Ausdruck kommen, wie dies jeder Gutgesinnte seit jeher von der Menschheit erhofft hat. Diese Zeit wird aber auch die Zeit der wirklich neuen schöpferischen Architektur sein, die wir jetzt mit unseren heutigen Werken nur vorbereiten helfen.



Volkswohnhaus der Gemeinde Wien, erbaut im Jahre 1927

DAS NEUE HANDWERK

Gewiß ist es auch schon dem Laien aufgefallen, daß wir seit den letzten zwei Jahrzehnten eine Renaissance des Handwerks erleben. Dies ist um so erstaunlicher, als um die Jahrhundertwende das ganze Zeitalter bloß auf Technik, Maschinenarbeit und Organisation eingestellt schien. Demungeachtet wandten sich plötzlich unzählige intelligente Menschen dem Handwerk zu; an allen Kunstschulen richteten die Lehrer ihr Hauptaugenmerk auf handwerkliche Erzeugnisse, beeinflussten ihre Schüler in diesem Sinne und erzogen diese zu neuen Lehrern für weitere Kreise von Lernbessenen.

Vor 50 Jahren gehörte es zu den Seltenheiten, wenn ein Bildhauer das sogenannte Werk seiner Hände wirklich eigenhändig in Stein ausführte, wenn er selbst etwas von Bronzeguß verstand, wenn er die Oberfläche einer Bronzestatue selbst bearbeiten konnte usw. Damals war Handarbeit etwas mehr oder weniger verachtet; eine mißverstandene aristokratische Weltanschauung mit den Allüren einer falschen Vornehmheit einerseits, ein rücksichtsloses Unternehmertum andererseits, das Techniker und Arbeiter als Sklaven betrachtete und ausnützte, regierte die Welt. Handarbeit war etwas, das jeder auf den lieben Nächsten abzuwälzen suchte.



Stiege im Warenhaus Gerngroß, erbaut im Jahre 1929

Es ist kein Zufall, daß das Auftauchen neuer Kunstanschauungen mit der Wiederbelebung der persönlichen Handarbeit zusammenfällt. Wir vermögen in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte deutlich zu erkennen, daß neben der berechtigten großen Wertschätzung der maschinellen Arbeit auch die kulturelle Wichtigkeit der Handarbeit wieder ihre Würdigung zu finden begann. Denn der menschliche Intellekt, verbunden mit manueller Geschicklichkeit, vermag durch Handarbeit eine so unendliche Mannigfaltigkeit zu erreichen, wie sie der Maschinenarbeit immer versagt bleiben muß.

Die Technik und die Maschine schaffen uns nur das Gerüst für den Aufbau einer neuen Zivilisation; das Handwerk, das sich nun wieder zu entwickeln beginnt, soll den notwendigen kulturellen Zusatz beisteuern, ohne den diese Zivilisation öde und unerfreulich bliebe.

Um Beispiele zu geben: schon heute liefern uns geschickte und geschmackvolle Hände keramische Gegenstände von reizender Farbigkeit und großem Formenreichtum, die in sehr belebendem und künstlerisch wertvollem Gegensatz zu jener Einfachheit stehen, die wir in unserer häuslichen Umgebung vielfach antreffen, weil diese zum großen Teil aus rein technischen Erzeugnissen besteht.

Auf dem Gebiete der Stofffärberei verfügen wir heute nicht nur über ganz neue Farbmuster und Farbenverteilungen, sondern wir haben jetzt auch völlig neue Methoden für individuelles Färben, Malen, Beizen, Batiken usw. einzelner Stoffstücke. Jeder Architekt, der sich mit Ausstattung von Innenräumen beschäftigt, weiß, wie unendlich schwer es oft



Stiege im Warenhaus Gerngroß, erbaut im Jahre 1929

ist, zur Erzielung einer gewissen Farbenharmonie einen so und so gemusterten oder in einer bestimmten Farbe abgetönten Stoff zum Möbelüberzug oder für Vorhänge zu bekommen. Die individuellen Farbmethode, die jetzt allmählich Verbreitung finden, erleichtern dies außerordentlich, und geschickte Künstlerhände vermögen ohne weiteres, den verschiedensten Stoffen die gewünschte Tönung und Musterung zu geben.

Auch für die Industrie bedeutet dieser Umstand eine Erleichterung. Denn in der heutigen schweren Zeit der Wirtschaftskrisen und Überproduktion ist es zum Beispiel für den Textilindustriellen ein großes Wagnis, Stoffe in etwas weniger gangbaren Farben und Mustern zu erzeugen, weil er nicht weiß, ob sie überhaupt Absatz finden werden; andererseits besteht aber doch eine gewisse Nachfrage nach solchen Artikeln. Heute ist dieser Schwierigkeit dadurch beizukommen, daß die Fabrik nur gewisse solide Grundstoffe herstellt, bei denen sie kein Risiko läuft, und die dann von Fall zu Fall durch Handarbeit die gewünschte Farbnuance und das gewünschte Muster erhalten.

Damit ist eine so wunderbare Ergänzung der Massenfabrikate und Veredlung derselben geschaffen, daß diese Art Handarbeit die größte Zukunft hat. Es ist auch erstaunlich, wie erfinderisch sich dieses neue Handwerk schon gezeigt hat – und wir stehen doch erst am Anfang der Bewegung. Die Erfindung lichtechter Farben für Gewebe und Holzarten, die Erfindung der Luftdruck-Spritzvorrichtungen an Stelle der Pinselarbeit, die Erfindung der Zellon-Lacke, die unglaublich schnell trocknen und dabei doch haltbarer sind als die



Gartentor der Villa Hedt in Brunn, erbaut im Jahre 1908

früheren Anstreicherarbeiten – kurz, diese sich hier kundtuende Regsamkeit und Erfindungsgabe ist in jedem Sinne erfreulich.

Sie ist es auch in hohem Grade vom Standpunkt der sozialen Entwicklung aus. Denn hier öffnet sich für die Menschheit ein ungeheures Gebiet schöner individueller Betätigung, was besonders in der hoffentlich nicht mehr fernen Zukunft, in der die Menschen nur mehr einen kleinen Teil ihrer Zeit der mechanisierten Arbeit zu opfern haben werden, von größter Bedeutung sein wird.

Und noch ein weiterer Vorteil liegt in dieser Wiederbelebung des Handwerks. Dies ist die zunehmende Wertschätzung der manuellen Geschicklichkeit auf der einen Seite und die höhere geistige Ausbildung auf der anderen Seite. Mit anderen Worten: der geistige Arbeiter lernt die Schwierigkeiten der Handarbeit kennen und würdigen, der manuelle Arbeiter hingegen erkennt, daß wissenschaftlich fundierte Kenntnisse auf technischem



Ansicht der Villa Dr. R. in Brunn, erbaut im Jahre 1901

Gebiet, natürlich auch Geschmack und Phantasie die Handarbeit auf eine höhere Stufe zu heben vermögen. Man braucht kein Phantast zu sein, um sich vorstellen zu können, daß die weitere Entwicklung solcher Bestrebungen die sozialen Gegensätze auf das Wohlthätigste vermindern und dazu beitragen wird, das ersehnte Zeitalter des sozialen Friedens herbeizuführen.



Umbau der Gartenfront der Villa S. in Wien, Weimarerstraße, erbaut im Jahre 1926

HERRSCHAFT UND TYRANNEI DER DINGE

Glaubt nicht, daß ein Ding tot sei! Alles, was wir besitzen, hat sein eigenes Leben und zwingt uns zu bestimmten Handlungen, so daß wir beinahe sagen können, die Dinge besitzen uns, statt daß wir sie besäßen. So sind alle Einrichtungen unserer Wohnungen unsere ständige Sorge – wir müssen sie pflegen, in Ordnung halten: die Bilder an der Wand geradeso, wie die Fauteuils, Teppiche und alles Übrige. Und jedes dieser Dinge verlangt von uns die Aufwendung eines Gutes, mit dem wir nicht genug geizen können: unsere Zeit! Schon des Morgens schreit mich ein Bild an: „Sieh mich an, ich bin so und so gemalt, in dieser Beleuchtung habe ich die und die Farbe, betrachte mich!“ – das Klavier verlangt, daß wir darauf spielen, der Teppich, daß wir sein Muster bewundern, der Schrank – gleichgültig, ob wir in ihm etwas aufbewahren oder nicht – will ebenfalls betrachtet und abgestaubt werden; kurzum, wir sind durch unsere Wohnung in ständige Unruhe versetzt, und suchen und ersehnen eigentlich tief in unserer Seele Frieden und Ruhe. Aber leider ist es nun einmal so: unsere Besitztümer tyrannisieren uns und zwingen uns, sie anzusehen, sie zu verwenden, und der dies nicht tut, läßt den stummen Vorwurf der Dinge auf sich.



Küche im Schloß Rožteř, Umbau im Jahre 1910

Viele glauben, daß der Weltkrieg hervorgerufen wurde durch menschliche böse Absicht, in Abwehr oder aus was immer für Gründen. Ich aber sage: es waren die Gewehre und Kanonen, welche der Staat in seinen Arsenalen aufbewahrte, die täglich allen Offizieren und Generälen zuriefen: wir wollen gebraucht werden, wir sind zum Losgehen und nicht zum Stillstehen bestimmt! Je mehr Europa Mordwaffen anschaffte, desto ärger wurde das Geschrei dieser toten Dinge, und schließlich konnten diejenigen, welche sie gekauft hatten und sie in Verwahrung hielten, diesem Verlangen nicht länger widerstehen – es mußten endlich die Mordwaffen losgehen und den Krieg entfesseln. Nicht die Diplomaten, die Feldherren usw. führen die kriegerischen Verwicklungen herbei, sondern lediglich das Gerüstet-, das Bereitsein zum Kampf, das Begehren der Dinge, die endlich ihrem Wesen nach handeln wollen; jedes Rüsten erzeugt daher früher oder später einen neuen Krieg.

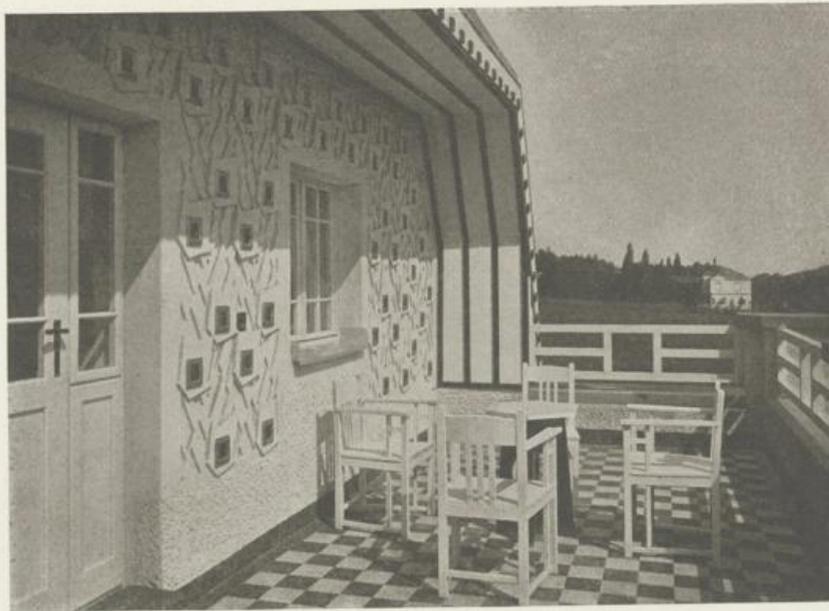
Aber, wie gesagt, nicht nur Kanonen und Gewehre zwingen uns ihren Willen auf, sondern auch alle anderen Dinge, die wir besitzen, besitzen gleichzeitig uns und terrorisieren uns auf ihre Art. Um wieder auf unsere Wohnung zurückzukommen: da stehen Kästen und Einrichtungsgegenstände, da liegen Teppiche, da hängen Bilder an der Wand; täglich müssen sie abgestaubt und reingehalten werden. Nun fragt es sich: wieviele dieser Dinge sind uns wirklich unentbehrlich und tragen zu unserer Lebensfreude bei? Was



Herrenzimmer einer Villa in Jägerndorf, errichtet im Jahre 1900

hingegen ist unnütz, was sollte entfernt werden? Durch den Umstand, daß häusliche Dienerschaft, der die Betreuung all dieser Dinge hauptsächlich obliegt, in immer geringerer Anzahl vorhanden ist und bereits in der heutigen Zeit der hausgehilfenlose Haushalt schon weitaus überwiegt und in Zukunft immer mehr überwiegen wird, ist die Frage nach Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit aller Einrichtungsgegenstände für jeden Architekten zu einer ungeheuer wichtigen geworden. Manche moderne Baukünstler, die zum Beispiel den Ausdruck „Wohnmaschine“ oder „Moderne Sachlichkeit“ und dergleichen prägen, scheinen die Tragweite des Problems vorausgeahnt zu haben.

Das wirkliche Problem aber läßt sich folgendermaßen formulieren: Ich muß meine Wohnung so einrichten, daß nicht sie mich beherrscht, sondern daß ich sie benutzen kann, wie es meine spezielle Bequemlichkeit verlangt. Dieses Ich, das heißt der Mensch, ist aber so unendlich verschieden, wie nur je Dinge dieser Welt verschieden sein können. Daher gibt es keine allgemeine Regel dafür, in welcher Weise die Wohnung für einen wahrhaft modern denkenden Menschen eingerichtet werden soll. Dies ist beinahe für jede Menschenkategorie ein eigenes Problem. Für den einen wird ein Bücherschrank ein lebensnotwendiges Möbel sein, für den zweiten ist er nur eine tote Dekoration. Für den einen ist ein Bild an der Wand eine Quelle des täglichen Genusses und der täglichen Freude, für den andern ist es nur ein sogenannter Wertgegenstand, wie etwa ein Geldschein in der Kasse, oder gar nur ein Objekt zum Abstauben. Dem einen Menschen wird der Besitz eines schönen Kästchens aus der Biedermeierzeit täglich Vergnügen bereiten, so daß sich für ihn die Mühe der Pflege dieses Möbels verlohnt, während für einen anderen



Terrasse vor den Mansardenzimmern der Villa Dr. R. in Brunn, errichtet im Jahre 1901

dieser Besitz nur eine Last wäre. Ein Dritter wiederum wird ein Ornament von Dagobert Peché als wunderbaren Zauber empfinden, der sein Gefühlsleben bereichert; ein Vierter hingegen wird vielleicht Ornamente hassen im Sinne Adolf Loos'. Möglicherweise hat der Betreffende auch noch nie ein gutes Ornament zu Gesicht bekommen. Die Ornamentik ist ja die Lyrik der Einrichtungskunst. Es gibt Tausende von Leuten, die nicht das mindeste Verständnis dafür haben und Ornamente in ihrer Wohnung wahllos durcheinanderwirbeln lassen zu einem geschmacklosen Tohuwabohu. Dies sind meist dieselben Menschen, die Gedichte von Wildgans, Shakespeare, Mörike, Heines Lieder und die Gedichte des Westöstlichen Diwan, zu einem Ragout durcheinandergemischt, verdauen können, ohne jemals wirkliche Stimmung für einen einzigen Meister oder für ein einziges Gedicht aufbringen zu können.

Nun entsteht die große Frage für den modernen Architekten: Darf er in einer Wohnung Ornamente anbringen? Ja, wenn sie von Josef Olbrich oder von Dagobert Peché stammen, von Josef Hofmann, von Strnad oder – um unbescheiden zu sein – von Leopold Bauer, wenn sie an der richtigen Stelle und in richtigen Farben angewendet werden.

Darf in einer modernen Wohnung ein Bild an der Wand hängen? Ja, wenn es wertvoll und kein Kitsch ist, kein Öldruck, kein wertloses Nichts, wenn es von einem wirklichen Künstler gemalt ist, der Dir etwas zu sagen hat und dessen Sprache Du verstehst.

Darf ich als moderner Mensch ein Kästchen aus Maria Theresiens Zeiten in meiner Wohnung dulden? Wieder sage ich: Ja, wenn dasselbe so schön ist und für Dich so wertvoll, daß es Dir täglich Freude macht.



Arrangement der Plastiken-Ausstellung in der Wiener Secession im Jahre 1908

Wie muß aber sonst Deine Wohnung eingerichtet sein? Darauf ist nun folgendes zu erwidern: So, daß die Instandhaltung dieser Wohnung möglichst wenig von der kostbaren Lebenszeit Deiner eigenen Person und der der Hausfrau in Anspruch nimmt – so, daß alle Gebrauchsgegenstände so praktisch bei der Hand sind, daß Du nicht viel Zeit zu verschwenden brauchst, um Dich ihrer zu bedienen – so, daß die Bewirtschaftung Deiner Wohnung sich möglichst leicht und einfach abspielen kann, Dir aber trotzdem alle Bequemlichkeiten bietet, auf die Du Wert legst.

Es ist nicht nötig, daß Du alle erdenklichen edlen Materialien: Nußholz, Marcassa-Ebenholz, Palisander und dergleichen für Deine Wohnung verwendest. Wir sehen ja oft genug, zum Beispiel in den Büros unserer Bankgewaltigen, daß kostbarste Einrichtungsgegenstände zu völlig stimmungslosen, unpraktischen und unbehaglichen Interieurs zusammengestellt sind. Dagegen gibt es Wohnungen, deren Wände nur weiche Holz Möbel zeigen, vielleicht nur ab und zu einen Stuhl aus festerem Holz – Eichenholz, Buche und dergleichen – die aber in Form und Farbenstimmungen einen bezaubernden Reiz haben. Dies sind die richtigen Wohnungen für den modernen Kulturmenschen. Warum haben nicht schon wir alle solche Wohnungen? Daran ist die Tyrannei der Dinge schuld. Befreien können wir uns nur durch Errichten von Scheiterhaufen.

ERRICHTET SCHEITERHAUFEN!

„Vernichtet alle Museen und Sammlungen alter Werke, errichtet Scheiterhaufen aus allen Altertümern, damit doch endlich einmal eine neue, moderne Kunst entstehen könne, welche nicht erdrückt wird von allzu großen und allzu machtvollen Vergangenheiten!“

Etwa mit diesen Worten apostrophierte einmal ein leidenschaftlicher moderner Maler eine Versammlung von Künstlern.

Er hat mit seiner Forderung weit über das Ziel geschossen, soweit es die Museen anbetrifft, aber sein Ausspruch birgt einen gesunden Kern. Denn nichts ist für die Entwicklung der modernen Kunst hemmender, als der ständige Vergleich mit der Vergangenheit, und nur zu oft wird das heutige Leben unterdrückt zu Gunsten längst verflössener Zeiten.

Am berechtigtesten wäre es, den Ausspruch dieses Malers in Beziehung zu bringen zu unseren Wohnungseinrichtungen. Denn all die tausend Dinge, die in unseren Wohnungen herumstehen, entsprechen nur zum Teil wirklichen Bedürfnissen des modernen Lebens. Zum anderen Teil, oft zum größeren, sind es Dinge, die keinen anderen Zweck zu haben scheinen als den, unsere Aufmerksamkeit von wichtigeren Sachen des Lebens abzuziehen, und die also eigentlich reif für den Scheiterhaufen wären.

Der Mensch trennt sich aber sehr schwer vom Besitz, er ererbt Möbel und bewahrt sie auf, auch wenn er sie nie brauchen kann, er hat in seinen Schränken Kleidungsstücke hängen, die er nie anzieht, Bücher liegen, die er nie liest. Welche Unsummen von Kraft und Nerven werden von all diesem unnützen Plunder verbraucht, der uns nie Freude machen kann! Da gibt es Naturfreunde und Jäger, welche durch Erbschaft in den Besitz von Antiquitäten gekommen sind und sie zum Teufel wünschen – da gibt es andererseits Bücherfreunde und poetische Naturen, die durch ein Zimmer voll von Hirschgeweihen und anderen Jagdtrophäen, die sie nicht interessieren, unglücklich gemacht werden, und doch entschließen sich all diese Menschen nicht dazu, den Plunder dem Scheiterhaufen zu überliefern. Wieviel wertlose Bilder hängen an unseren Wänden und wieviel geschmacklose Gegenstände besitzen wir zum täglichen Gebrauch! Aber auch wir haben nicht die Kraft, all dies einfach zu verbrennen – und doch, wie befreit würden wir alle aufatmen, wenn durch solch ein Freudenfeuer aller Ballast hinweggeräumt würde! Der Mensch jedoch hängt zu sehr an seinen Gewohnheiten, er braucht sogar dazu einen Anstoß, sich von Lästigem zu befreien. Und so läßt er sich's gefallen, in einer Umgebung leben zu müssen, die seinen eigentlichen Wünschen, seinen eigentlichen Gewohnheiten entgegengesetzt ist und die ihn täglich vergewaltigt. Die erste Tat, um in Zukunft zu einem gesunden Leben zu gelangen, wäre: Befreiung von überflüssigen Dingen! Der moderne Architekt muß den zögernden, besitzhungrigen Bauherrn dazu anspornen, auf alle Anhäufung unnützen Krams endlich zu verzichten, entschlossen tabula rasa zu machen, damit Platz geschaffen werde für neue lichtdurchflutete Räume, für neue Gebrauchsgegenstände und Möbel, die seiner Persönlichkeit angepaßt sind. Möge solch glücklicher Bauherr, der sich zu diesem Entschluß aufrafft, dann auch noch alle unnütze Reue, alle verlorenen Gedanken, alle hoffnungslosen Wünsche mit auf den Scheiterhaufen werfen, damit auch seine Seele durch das Feuer geläutert werde! Dadurch entstünde ein neuer Mensch, reif für neue, herrliche Bauideen, für eine wahrhaft moderne Baukunst. Ein Glück wäre es für jeden wirklichen Künstler, einem solchen Mann zu dienen, für einen solchen Mann schaffen zu können.



Entwurf für ein kleines Warenhaus in Graz